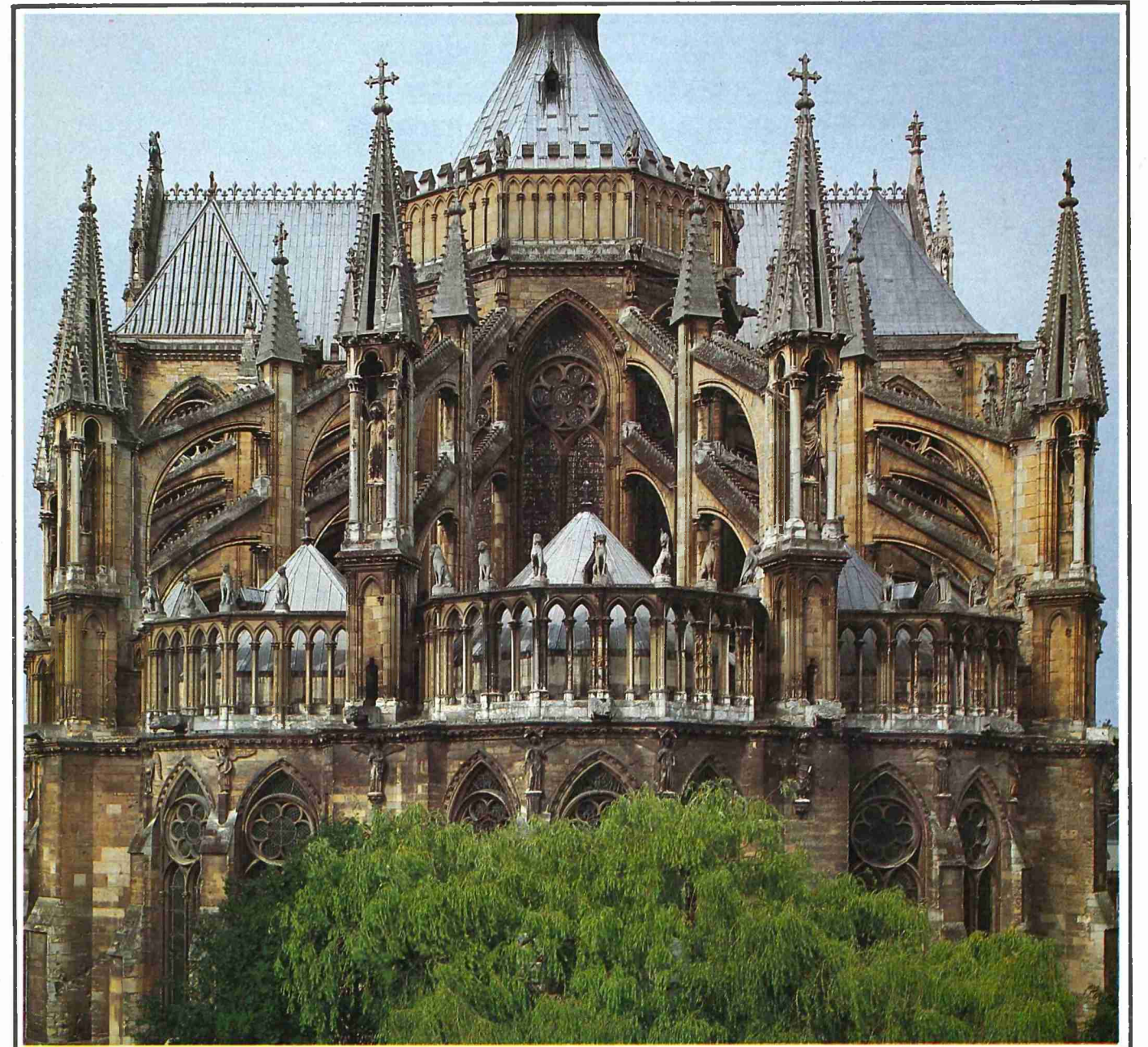


Einblicke

Forschung an der
Universität Oldenburg



Nr.4

Ausschreibung

**Für Chemiker, Physiker, Mediziner, Ökologen, Biologen,
Ökonomen, Geologen, Umwelt- u. Verfahrenstechniker ...**

**Der Océ-van der Grinten Preis“-
Verein schreibt zum
8. Mal seit 1975
den Océ-van der Grinten Preis aus.**
**50.000,- DM
für die Forschung
in Universitäten
und Industrie
in Sachen
Umweltschutz.**

**Zur Teilnahme aufgefordert sind
Wissenschaftler und Umweltfachleute mit
wissenschaftlichen Forschungsarbeiten
zum diesjährigen Schwerpunktthema
„Verfahren zur Bestimmung und Bewertung
von Schadstoffen in Erzeugnissen –
einschließlich Lebensmitteln“.**

Coupon ausfüllen und absenden.



**Bewerber um den
Océ-van der Grinten Preis '87
müssen ihre Arbeiten
bis spätestens
31. Dezember 1986
einreichen.**

**Die Ausschreibungs-
Unterlagen erhalten Sie
nach Einsendung des
vollständig ausgefüllten
Anforderungs-Coupons
dieser Anzeige.**

**„Océ-van der
Grinten Preis“-Verein
Solinger Straße 5-7
4330 Mülheim a. d. Ruhr**

Océ-van der Grinten Preis '87

Anforderung

Bitte senden Sie mir die kompletten
Ausschreibungs-Unterlagen für den
Océ-van der Grinten Preis '87 zu:



Name, Vorname

Straße

PLZ/Ort

Fachgebiet

Einblicke

Forschung an der Universität Oldenburg

Inhalt

Ilse Modelmog Die Verzauberung der Welt Frau und Mann in der prähistorischen Kunst	4	Wolf-Dieter Deckwer/Ernst Andreas Sanders Benzin aus Kohle - immer noch aktuell?	19
Dieter Kimpel Architektonische Formen als Ausdruck von Parteizugehörigkeit und Unterwerfung Die Gotik Nordfrankreichs (1135 - 1270) in einem neuen Licht	8	Marion Danlekat/Laurenz Lachnit EDV-gestützte Unternehmensführung in Klein- und Mittelbetrieben	23
Herbert Uppendahl/Josef Puchta Nicht nur Advokat für Underdogs Der Omdudsmann in Kanada	12	Ernst Hinrichs/Rosemarie Krämer/ Christoph Reinders Die Wirtschaft des Landes Oldenburg in vorindustrieller Zeit	26
Wolfgang Ströbele Strukturveränderungen am Ölmarkt Anmerkungen zum Verfall des Ölpreises 1986	15	Achim Hahn/Friedrich Reuter/Gerd Vonderach Fremdenverkehr als Ortsgeschichte und als Lebensform	30

Einblicke

2. Jahrgang, Heft 4, Oktober 1986

Herausgeber: Der Präsident der Universität Oldenburg

Redaktion: Presse- und Informationsstelle, Gerhard Harms
(verantwortlich), Wolfgang Müller, Ammerländer
Heerstraße 114-118, 2900 Oldenburg, Tel.: (0441)
798-2417, Telex 25655 unol d

Layout: Uwe Koopmann

Satz: Gisela Rodenberg

Reprographie: Klaus Liebig

Druck und
Anzeigenverwaltung: Littmandruck, Rosenstraße 42/43, 2900 Olden-
burg, Tel.: (0441) 27051.

ISSN 0930-8253

Titelbild: Chor der Kathedrale von Reims, erbaut in den Jahren nach 1212.
Foto: Hirmer

Autoren des Heftes

Dipl.-Ökonomin Marion Danlekat, Institut für Betriebswirtschaftslehre
Prof. Dr. Wolf-Dieter Deckwer, Fachbereich Chemie/Organische Chemie
(bis Mai 1986), jetzt: Direktor bei der Gesellschaft für Biotechnologische
Forschung, Braunschweig
Dipl.-Ingenieur Achim Hahn, Institut für Soziologie, TU Berlin

Prof. Dr. Ernst Hinrichs, Fachbereich Sozialwissenschaften, Historisches
Seminar, z.Zt. beurlaubt, jetzt: Direktor des Georg-Eckert-Instituts für
Internationale Schulbuchforschung, Braunschweig

Prof. Dr. Dieter Kimpel, Fachbereich Kommunikation/Ästhetik, Kunst
und Architekturgeschichte

Dipl.-Geografin Rosemarie Krämer, Fachbereich Sozialwissenschaften, Hi-
storisches Seminar

Prof. Dr. Laurenz Lachnit, Fachbereich Wirtschafts- und Rechtswissen-
schaften, Institut für Betriebswirtschaftslehre

Dr. Ilse Modelmog, Fachbereich Sozialwissenschaften, Soziologie

Dipl.-Handelslehrer Josef Puchta, Institut für vergleichende Politikfor-
schung

Christoph Reinders, Fachbereich Sozialwissenschaften, Historisches
Seminar

Dipl.-Soziologe Friedrich Reuter, Institut für Siedlungs-, Bau- und Sozial-
forschung, Rastede

Dr. Ernst Sanders, Fachbereich Chemie (bis Mai 1986), jetzt: Gesellschaft
für Biotechnologische Forschung, Braunschweig

Prof. Dr. Wolfgang Ströbele, Fachbereich Wirtschafts- und Rechtswissen-
schaften, Volkswirtschaftslehre/Wirtschaftstheorie

Prof. Dr. Herbert Uppendahl, Fachbereich Sozialwissenschaften, Institut
für vergleichende Politikforschung

Prof. Dr. Gerd Vonderach, Institut für Soziologie - Schwerpunkt
Arbeitssoziologie

Die Verzauberung der Welt

Frau und Mann in der prähistorischen Kunst

Von Ilse Modelmog

Eine brennende Frage, auf die es wohl keine befriedigende Antwort gibt, ist, welche Geltung der Vernunft heute zukommen kann, nachdem sich historisch ihre Schattenseiten gewalttätig offenbart und den Traum der Aufklärung zerrissen haben. Vor allzu naivem Vertrauen in aufklärerische Vernunft warnt schon Kant, indem er darauf pocht, daß es sich schließlich erst um das „Zeitalter der Aufklärung“, nicht schon um das „aufgeklärte Zeitalter“ handele.

Vernunft als Ausdruck sozialen Handelns aufgrund von Erkenntnis hat historisch verschiedene Phasen durchlaufen. In der prähistorischen Kunst treffen wir zwar nicht auf den Begriff der Vernunft, wir haben es vielmehr mit einer *vorbegrifflichen* Vernunft zu tun, die ihren Niederschlag in visuellen Formen und in Handlungsmustern findet. Durch die ästhetische Ausgestaltung sozialen Lebens fallen Erleben, Erkenntnis und Handeln unmittelbar zusammen. Während Max Weber für den abendländischen Rationalismus die Entzauberung der Welt identifizieren konnte, nimmt die vor- und frühgeschichtliche Vernunft die Funktion der Verzauberung der Welt ein.

Die Ästhetisierung des Lebens bedeutet die Fähigkeit, sozialem Leben, eben weil bereits die Trennung von der Natur Erkenntnisinhalt ist, eine eigenständige, naturunabhängige Form zu geben. Diese Formgewinnung beruht nicht wesentlich auf Naturorientierung, wie gemeinhin angenommen wird, sondern auf der Erkenntnis schöpferischer Potenzen der Menschen, die zur Kulturgestaltung eingesetzt werden können. Das beweist die prähistorische Kunst, in der, soweit sich das anhand der überlieferten Dokumente sagen läßt, eine Dominanz an weiblicher Orientierung besteht. Nicht die Naturnähe von Frauen ist die zentrale Aussage dieser Kunst, sondern ihre Kulturfähigkeit.

Frauen und Erkenntnis

Ein wichtiges Merkmal abendländisch-rationalen Denkens ist die ideelle Unterscheidung von Körper und Geist als entgegengesetzter und doch einheitlicher Erscheinung, wie sie sich - unter Herrschaftsaspekten - in der Arbeitsteilung durchgesetzt hat. Aber schon in frühen Kulturen werden wir mit dem Bewußtsein einer Differenz zwischen Geist und Körper konfrontiert. Die Darstellung und Auffassung des menschlichen Leibes gibt Aufschluß über dieses Phänomen. Besonders über die bis heute erhaltenen Frauenstatuetten läßt sich eine generalisierende Aussage wagen, zumal sie so zahlreich auftreten.

Aus den verschiedenen Phasen der Jungsteinzeit und der mittleren Steinzeit wurden immer wieder Frauenfiguren entdeckt, die, obwohl sie räumlich und zeitlich voneinander entfernt zu verorten sind, dennoch große Ähnlichkeiten aufweisen. Eine der berühmtesten Plastiken ist die Venus von Willendorf, am nördlichen Donauufer der Wachau ausgegraben. Unter gewaltigen Lößablagerungen befand sich eine weibliche Kalksteinfigur, 11 cm groß, an der noch ein roter Überzug haftete. Die Statuette stammt aus dem Aurignacien,



Venus von Willendorf (Niederösterreich) aus Kalkstein; Aurignacien-Périgordien-Epoche, Jungpaläolithikum (Naturhistorisches Museum Wien)

der Jungsteinzeit. Das Auffällige an ihr sind ihre Rundungen: der Kopf, die Brüste, der Bauch, das Gesäß und die ausladenden Hüften. Besonderes Interesse erweckt ihr gepunzter Kopf in seiner *Rundform*.

Dargestellt ist nicht etwa ein individuelles Gesicht, auf seine Ausgestaltung ist völlig verzichtet worden. Das gilt ebenso für andere Figuren wie die Köpfe der Venus von Lespouque und der Venus von Laussel, als Flachreliefs ausgearbeitet, so daß anzunehmen ist, daß sich damit eine bestimmte Aussage verbindet.

Der Kopf der Venus von Willendorf zieht durch seine Punzierung Aufmerksamkeit auf sich, weil er gegenüber dem gesamten Körper eine *Sonderstellung* einnimmt. Auch an anderen Frauenplastiken oder weiblichen Reliefs ist der Kopf, in Oval- oder Rundform, besonders betont, manchmal durch eine sorgfältig gezeichnete Frisur. Erst wenn eine stärkere Abstraktion des Frauenkörpers insgesamt zu verzeichnen ist, löst sich die Kugelform des Körpers und Kopfes zu einem Dreieck auf oder tritt die kugelige Kopfform, etwa bei den Elfenbeinstatuetten aus Gönnersdorf in der Nähe von Neuwied, zeitlich dem Ende des mittleren Magdalénien (15.000 - 10.000 a Chr. n.) zugeordnet, für den Betrachter in das Gesamt des Körpers zurück.

Mit besonderer Häufigkeit erscheinen die „gerundeten“ Frauen auf der Insel Malta (2.400 - 2.000 a Chr. n.). Diese Statuetten zeichnen sich zum großen Teil dadurch aus, daß die Figuren als Kugeln dargestellt sind. Eine der Frauen hält außerdem noch eine Kugel in der rechten Hand. Sie ist 19,2 cm groß und stammt aus dem Tempel Hagar Quin. Hervorstechendes Merkmal an ihr ist zudem, daß ihr Kopf, ähnlich wie bei anderen Figuren, *beweglich* (und austauschbar?) aufgesetzt war. In einer Vertiefung zwischen den Schultern sind kleine Löcher angebracht, die wohl zur Befestigung des Kopfes durch Stöpsel oder Riemchen dienten.

Die besondere Betonung des Kopfes, die Präsentation seiner allgemeinen Form, seine Beweglichkeit, also die Möglichkeit seiner *Loslösung* vom Körper, dokumentiert offensichtlich eine wichtige Erkenntnis: die der Bewußtheit des Unterschiedes von Geist und Körper. Sie sind voneinander trennbar:

- weil der Körper nach dem Tod zerfällt, der Geist aber bestehen bleibt, nicht vergänglich ist;
- weil der Kopf die Erkenntnisfähigkeit der Menschen - an Frauen demonstriert - symbolisiert;
- weil mit seiner Form, dem Kreis, eine natürliche und kulturelle Grundform, ein Symbol der *künstlich* hergestellten Symbiose zwischen Mensch und Natur gegeben ist.

Noch vor der körperlichen und geistigen Arbeitsteilung tritt das Bewußtsein der Trennung von Kopf und Körper in Erscheinung. Es läßt sich annehmen, daß die Segmentierung des Kopfes oder zumindest seine Sonderstellung in der Art der Darbietung des menschlichen Körpers Ausdruck dafür ist, daß sowohl *Gesetzmäßigkeiten* der Natur wie auch des menschlichen Lebens in ihrer Identität und Differenz erkannt werden, ebenso indessen Überwindungsversuche dieser Gesetzmäßigkeit angedeutet sind.

Erfast werden nicht allein die oberflächlichen Erscheinungen, es wird die Frage nach ihren Zusammenhängen und nach ihrem Sinn gestellt. Damit geht es also nicht nur um die Interpretation des unmittelbaren Seins, der materiellen Gegebenheiten, sondern um die Erkenntnis der Bedeutung von Immaterialität, wofür insbesondere der Kopf als Symbol für den Geist steht.



„Zauberer“ in der Grotte der Trois Frères bei Toulouse (Abklatsch von Henri Breuil)

Männer in Tierversummung

Frauen treten als Erkenntnisträgerinnen unmittelbar, wenn auch nicht realistisch in Erscheinung. Dagegen können Männer den Zustand als Erkenntnisträger, soweit es sich eben um die Darstellung Wissender handelt, erst mit Hilfsmitteln erreichen. Sie präsentieren sich mit Tiermasken verkleidet oder ihre Profile weisen eine animalisierte Stilisierung auf, so daß sie halb als Mensch, halb als Tier erscheinen. Zudem befinden sie sich häufig in einem Ausnahmezustand: entweder sind sie „verwundet“ oder sie zeigen den Zustand der Starre. Die Männer, von denen hier angenommen wird, daß sie als „Wissende“ zu begreifen sind, heben sich deutlich von anderen Männerbildern ab, auf denen sie meistens in Verbindung mit Arbeit - auf der Jagd, mit Waffen oder Geräten in den Händen - anzutreffen sind.

Die als Tiermenschen verkleideten männlichen Gestalten erscheinen als „Individualisten“. Ein typisches Beispiel ist der „Zauberer“ in der Grotte der Trois Frères bei Toulouse. Oder in der Höhle von Lascaux treffen wir auf eine der wohl spektakulärsten Gestalten. Auffallend an allen Männern in Tierversummung ist, daß sie eine extreme geistige Situation darstellen. Sie verharren im Zustand der Ekstase oder der Trance, einem Zustand vielleicht, in dem sie zur Erkenntnis kommen, den sie jedoch erst durch die Veränderung, Animalisierung ihrer Gestalt, erreichen. Sie gehen in der Verkleidung, jedenfalls wenn es sich tatsächlich um Masken und nicht um Phantasiewesen überhaupt handelt, eine Symbiose mit Tieren ein,

so daß sie sich *verdoppeln*. Als Tier-Menschen, im Herstellen eines gemeinsamen Zustandes von Mensch und Tier, im Rückerinnern eventuell, gelingt ihnen der Sprung in die Erkenntnisgewinnung, die mit dem Wachsen von animalischer Kraft oder naturhaftem Wissen verbunden sein könnte. Die Vereinigung mit der Natur erfordert das vorausgegangene Bewußtwerden der Trennung von Natur. *Während Frauen also eher den Kulturanteil, mit ihm eine zukunftsorientierte Perspektive symbolisieren, sieht es so aus, als wenn Männer mit dem Naturaspekt Vergangenheit verkörpern und beschwören.*

Eindeutig scheint zu sein, daß Männer auf „künstliche“ Weise Wissende werden. Bei dem Vogelkopf-Mann von Lascaux könnte es sich zum Beispiel um einen Schamanen handeln, der im Zustand der Ekstase eine „power vision“ hat. Der Wisent kann dann als eine Erscheinung der „Göttin“ angesehen werden, der Stab mit dem Vogel bezeichnet einen geistigen Ausnahmezustand, ein Bewußtsein, das sich von der Erde befreit hat und in den Himmel fliegen kann.

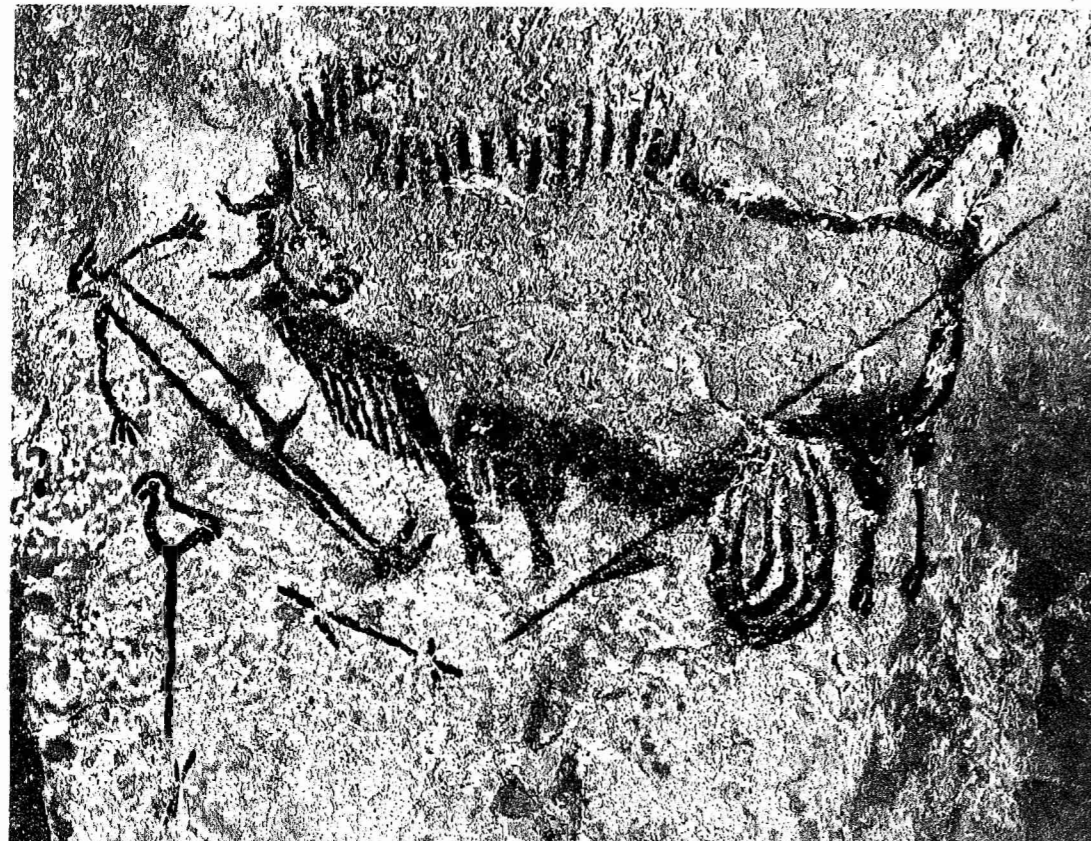
Wichtig ist, daß *Erkenntnis-haben* als ein weibliches Prinzip betrachtet wird, Männer gewinnen erst über den Umweg von *Bewußtlosigkeit* Wissen. Über die Angleichung an die Natur durch zu Hilfenahme von Tiersymbolen gelingt es dem Mann, im Zustand der verlorenen Unschuld zu weiblichem Wissen zu gelangen. Männer müssen, um zum (Ursprungs)-Wissen zu kommen, einen, wenn auch nur symbolischen Formwandel durchmachen, sie müssen „weiblich“ werden, wie eine Frau denken können. Damit wird vermutlich die latente Androgynität der Geschlechter - gewiß unbewußt - thematisiert, die es dem Mann überhaupt erlaubt, „weiblich“ zu werden.

In diesem Ergebnis muß keine Wertung oder Hierarchisierung vermutet werden. Vielmehr geht es um die Einsicht, daß die Geschlechtlichkeit in archaischer Zeit unterschiedliche Erkenntniswege beinhaltet. Der bereits angesprochene Dualismus rationalen Denkens, der auch in den vor- und frühgeschichtlichen Dokumenten zu finden ist, wird in dieser Zeit allerdings doppelt gefaßt: er bildet eine Matrix von Körper und Geist und Mann und Frau.

Die Ästhetisierung des Lebens - die Verzauberung der Welt

Das soziale Leben, das es im Wissen um Naturferne zu organisieren galt, besteht zwar aus Arbeit zur notwendigen physischen Reproduktion. Relevant für Erkenntnisgewinnung scheint indessen nicht so sehr dieser Aspekt menschlichen Lebens, sondern eher die Frage nach seiner Ausgestaltung über diese unmittelbare Notwendigkeit hinaus, die als die Ästhetisierung des Lebens bezeichnet werden soll. Darunter fallen die Uminterpretationen von Naturvorgängen und -rhythmen wie das Werden, Vergehen, Wiederstehen in menschliche Kultformen, die Entdeckung der Identität und Differenz zur Naturwelt, die Organisation des Geschlechterverhältnisses.

Die Ästhetisierung des Lebens, die in der frühen Kunst oder der Bestattung der Toten, in dokumentierten Festen und Kulturen zu beobachten ist, wirkt anspornend für menschliche Kultur und Weiterentwicklung. Zunächst für die Jagdgemeinschaften, später auch für die Übergänge hin zum Ackerbau oder zur Viehzucht. Nicht die Organisation des Lebensalltags wird hauptsächlich An-



Mann mit Vogelkopf, „verwundeter“ Bison und Stange mit Vogel (im Schacht der Höhle von Lascaux, Dordogne)

triebskraft menschlicher Entfaltung, sondern die den Alltag sprengenden, über Arbeit hinausweisenden Handlungen zur Lebensformung. Zu vermuten ist heute übrigens, daß zu dieser Zeit sehr wenig, wahrscheinlich unter 20 Stunden pro Woche, gearbeitet wurde. Es war mithin ausreichend Zeit zum Ausleben anderer Bedürfnisse vorhanden, da es sich wahrscheinlich um eine ursprüngliche Überflußgesellschaft handelte.

Als Inhalte der Erkenntnisse, die den Alltag überwinden, können „Sein“ und „Immaterialität“ gelten, sie werden in ihrer Gegensätzlichkeit thematisiert: Leben und Tod, Werden und Vergehen, Himmel (Universum) und Erde, Welt und „Unterwelt“.

In dem Entdecken der Immaterialität läßt sich ein Ansatzpunkt für spätere Mythenbildung sehen, mit der eine ideelle Welt schöpferisch zur Erklärung der realen Welt ausphantasiert und imaginiert wird: das Totenreich, der Göttinnen- und Götterhimmel, die „Beseeelung“ der Natur.

Was in der Eiszeit erst andeutungsweise, aber immerhin im Kern sichtbar wird, erhält später weitere Ausformung. Das Transzendente, eine „andere“ Welt, tritt nun noch deutlicher und mit eigenem Gewicht für die Lebenden hervor: das Totenreich wird im Westen fixiert, weil dort die Sonne untergeht. Der Dichter Hesiod hat diesen Gedanken aufgenommen: „Nacht gebar das Schicksal, das grause, das finstre Ende. Und sie gebar den Tod, den Schlaf und die Sippe der Träume“.

Der menschliche Geist erobert sich, getrennt von der Notwendigkeit physischer Reproduktion, ein apartes Reich der Körperlosigkeit, das sich verselbständigt. Auf diese Weise kann der Tod überwunden, kann Vergehen erneuert, können Erinnerung und Wissen tradiert werden. Die Phantasie gewinnt realen Boden. Damit ist

Zukunft erobert, ein auf Dauer gerichtetes Zeitbewußtsein über den Augenblick hinaus etabliert, das unter dem Aspekt des sozialen Lebens Planung zuläßt und erfordert. Erkenntnis und ästhetische Lebenspraxis gehören zusammen, führen zu Ordnungen des sozialen Lebens, die nicht in ihm selbst gründen. Die Ästhetisierung des Lebens hat als Fundament nicht die Notwendigkeit der Arbeit, sondern das Reich der geistigen Freiheit wird ihre Quelle: die Phantasie, das Unerklärbare, die Imagination. Durch sie wird die Vernunft, die den sozialen Planungs- und Ordnungsvorstellungen zugrunde liegt, sinnlich.

Die Rationalität archaischen Denkens beinhaltet, wie sich abschließend feststellen läßt, die Entdeckung der Fähigkeit zum kulturellen Schaffen als der Umformung und Uminterpretation der vorfindlichen Wirklichkeit in ästhetische, sinnliche Lebensformen. Erkenntnis ist nicht die unmittelbare Verdoppelung der Realität, sondern die Schaffung einer geistigen Welt der Symbole, Chiffren, Zeichen, der Errichtung eines Ideenreiches, das sich als ein Weltbild fügt, heute aber nur noch schwer zu enträtseln ist. Aus dem Spannungsfeld von Realität und immaterieller Welt, deren beider Grundlage die Geschlechtsdualität bildet, erwächst die räumliche und zeitliche Strukturierung des sozialen Lebens.


Erkenntnis ist verallgemeinert und durch ihre Ästhetisierung sinnlich wahrnehmbar. Aber der Zugang zu ihr ist für die Geschlechter anscheinend unterschiedlich, denn ihr liegt ein weibliches Prinzip zugrunde, das Männer sich auf dem Wege der Wandlung - und möglicherweise auch nur einige wenige - aneignen können. Für beide Geschlechter hat die Trennung von der Natur gleichermaßen Geltung, aber während Frauen den Kulturgeist über den Alltag hinaus verkörpern, sind Männer Symbole der Symbiose von Mensch und Natur, die zur Reproduktion des Lebens notwendig ist. Daher sind sie allererst naturorientiert.

Veröffentlichungen aus dem bis - Verlag

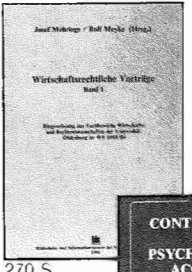
Ausstellungskataloge

Neuerscheinungen

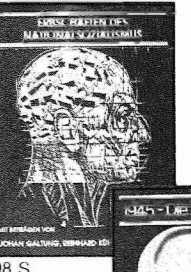
Osietzky-Tage




136 S.
18,00 DM



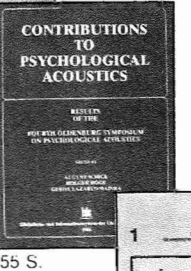
270 S.
8,00 DM




98 S.
5,00 DM




202 S.
24,00 DM




455 S.
18,00 DM



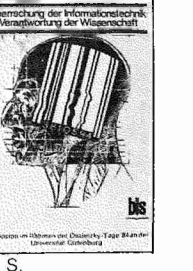
152 S.
9,00 DM



136 S.
16,00 DM



151 S.
4,50 DM



168 S.
9,50 DM

Architektonische Formen als Ausdruck von Parteizugehörigkeit und Unterwerfung

Die Gotik Nordfrankreichs (1135 - 1270) in einem neuen Licht

Von Dieter Kimpel

In ganz Europa, soweit es im Mittelalter römisch-katholisch war, also von Schweden bis Sizilien, von Polen bis Portugal, bewundern wir noch heute die Denkmäler gotischer Baukunst, wie sie sich in Gestalt der Kathedralen bis hinab zu einfachen Dorfkirchen erhalten haben. Diese Bewunderung gilt neben der ästhetischen Erscheinung der Bauten vor allem ihrer sinnreichen Konstruktion. So erstaunt es auch nicht weiter, daß diese Architektur im 19. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Ingenieurbaukunst, noch einmal eine bedeutsame Wiederbelebung gefunden und die Herausbildung moderner Architekturkonzepte vielfach inspiriert hat.

Das gotische Architektursystem ist in der Tat eine der großen Leistungen der Weltarchitekturgeschichte. Neben der antiken Architektur, die dem Abendland durch den römischen Theoretiker Vitruv als eine Art Sprache vermittelt worden war, führte die „gotische“ - also im Wortsinn der italienischen Renaissance-Theoretiker eigentlich „barbarische“ - Kunst zu einer zweiten europäischen Architektursprache. Diese war semantisch allerdings weniger eingengt als die antike und bot deshalb eine große Vielfalt von Lösungsmöglichkeiten. Außerdem wurde das Bauen in Stein durch gotische Methoden in einer Weise rationalisiert, daß sich die Übernahme des Stils bald überall schon aus ökonomischen Gründen angeboten hat - selbst dort, wo man sich sträubte, wie im Deutschen Reich.

Daß dieses Architektursystem um 1135 in Frankreich entstanden war und daß die Abteikirche von St. Denis und die Kathedrale von Sens wichtige Gründungsbauten sind, weiß man seit langem. Auch die großen Etappen der Entwicklung sind im wesentlichen bekannt. Wenn auch so wichtige Fragen, wie die nach der Entstehung des Strebewerks, immer noch sehr kontrovers beantwortet werden, so sind das, wenn auch nicht ganz unwichtige, Streitfragen unter Spezialisten.

Viel zentraler und viel kontroverser sind aber andere Fragen. Wie und warum ist die Gotik entstanden? Warum hat sie sich so und nicht anders herausgebildet? Welches waren die entscheidenden Faktoren und Motive? Und vor allem: wie hat man diese oder jene Formen zu interpretieren? Sichtet man zu diesen Themen die inzwischen sehr umfangreiche internationale Literatur, die nicht nur von Kunsthistorikern, sondern auch von bedeutenden Historikern wie Duby oder Le Goff stammt, dann wird man sehr weit divergierende Erklärungen und Interpretationsansätze antreffen. Unsere Absicht bestand nun nicht darin, diesen Erklärungen und Ansätzen einige weitere hinzuzufügen - das auch -, wir wollten vielmehr eine interpretierende Gesamtdarstellung des architekturhistorischen Geschehens von 1135 bis 1270 in den französischen Kronländern vorlegen. Ein solches Unterfangen, will es sich nicht auf einen

kulturhistorischen Essay reduzieren, bedarf einmal der Begründung aus der Forschungslage und mußte vor allem Ergebnisse erwarten lassen, die sowohl relevant als auch neu sind. Denn der Gegenstandsbereich war ja seit etwa 150 Jahren von der Forschung beackert worden.

Vordergründig ist der Forschungsstand dadurch gekennzeichnet, daß es von kunsthistorischer Seite seit nunmehr drei Jahrzehnten, also seit Otto von Simson's „The Gothic Cathedral“, keine wirklich innovativen Gesamtdarstellungen gegeben hat. Das wichtigste neuere Buch, Jean Bony's „French Gothic Architecture of the 12th and 13th Centuries“, hätte von seinem Inhalt her schon vor langer Zeit erscheinen können, da es auf die neueren Forschungsergebnisse viel zu wenig eingeht. Georges Duby's „Le Temps des cathédrales“ ist aus der Sicht des Wirtschafts- und Gesellschaftshistorikers geschrieben, steuert also wichtige Aspekte bei. Aber der Quellenwert der Kunst- und Bauwerke, die mehr zur Illustration dienen, ist längst nicht so genutzt, wie das mit modernen kunsthistorischen Methoden möglich ist und wie es ein Historiker als selbstverständlich beim Umgang mit Schriftquellen fordern würde. Andererseits sind in den letzten 30 Jahren vor allem die französischen, amerikanischen und deutschsprachigen Einzelstudien so zahlreich geworden, daß deren Synthese zu einem dringenden Desiderat der engeren Fachdisziplin geworden war.

Dies aber nur als vordergründige Skizze des Forschungsstandes. Das eigentliche Dilemma liegt tiefer. Die Tatsache, daß der Historiker Duby aus dem Kreis der „Nouvelle histoire“ die Kathedralen einem breiten Publikum mit großem Erfolg nahebringen konnte, verweist auf ein Grundproblem der Kunstwissenschaft. Denn in dem Maße, wie diese sich seit Beginn dieses Jahrhunderts als eigenständige akademische Disziplin etabliert hat, hat sie zugleich den Bezug zur allgemeinen Geschichtswissenschaft verloren. Die Bücher von Jacob Burckhardt konnte noch jeder Bildungsbürger lesen, seit Wölfflin reden Kunsthistoriker und Historiker aneinander vorbei. Denn in dem Augenblick, wo dem Wandel der ästhetischen Erscheinungsformen ein Eigenleben, eine Stilentelechie, zugestanden wurde, ging der Konnex des Ästhetischen zum wirklichen Gelebten verloren. Diese Problematik hatte schon Martin Warnke in den Schlußbetrachtungen seines Buches „Bau und Überbau“ skizziert: „Das stilgeschichtliche Auge bleibt blind für die geschichtlichen Bedingungen und das erklärungsbedürftige historische Organ findet keinen Zugang zur Formenwelt, in der sich Geschichte materialisiert hat.“ Den so entstandenen Graben wieder überbrücken zu helfen, war unser Vorsatz. Das hieß aber: Was hat gotische Form mit den konkreten historischen Bedingungen zu tun, unter welchen sie entstanden ist? Und welches sind diese Bedingungen gewesen bzw. wie haben sie sich selbst gewandelt?

Es galt also, die Forschungsschwerpunkte anders als bisher zu setzen, was ein Rezensent so ausgedrückt hat: „Der Bedeutungsreichtum des Gegenstandes birgt ... unübersehbar die Gefahr zu einseitigen Akzentuierungen ... Die Darstellung des Themas verlangt heute vor allem nach einer sensiblen Gewichtung der Faktoren, wo Isolierung und einseitige Betonung einzelner Merkmale bisher allzu prägend war.“ Selbstverständlich war die kunsthistorische bis hin zur entlegenen Lokalliteratur zu erfassen, auch wenn oft auf eine Diskussion verzichtet werden mußte. Ergänzt wurde die Arbeit an der Fachliteratur, auf die man sich oft kaum verlassen kann, durch Bauanalysen vor Ort und durch die systematische Überprüfung der umfangreichen Archivalien in Gestalt von Plänen, Bauaufnahmen, Restaurierungsakten und alten Fotos, soweit sich diese im Archiv der Monuments historiques, den Archives photographiques und in anderen zentralen Institutionen wie der Collection Maciet befinden. Davon wurde vieles erstmals veröffentlicht. Es wurde aber auch deutlich, wie umfangreich gerade das Material an schriftlichen Quellen ist, das noch bearbeitet werden muß. Und auch die lokalen Archive bergen noch Erkenntnisquellen, die bislang nur partiell genutzt worden sind. So bewahren einige von ihnen z.B. die sogenannten „attachements de maconnerie“ der Restauratoren des vorigen Jahrhunderts. Das sind steingerechte Pläne für die Restaurierung, die noch nie publiziert und wissenschaftlich ausgewertet worden sind, obwohl sie in Ermangelung moderner exakter Bauaufnahmen oft die einzig verlässliche bauarchäologische Quelle für eine seriöse Bauforschung darstellen. Mit anderen Worten: bei dem Versuch einer Gesamtdar-

lung spürt man die Forschungslücken und Desiderate besonders deutlich.

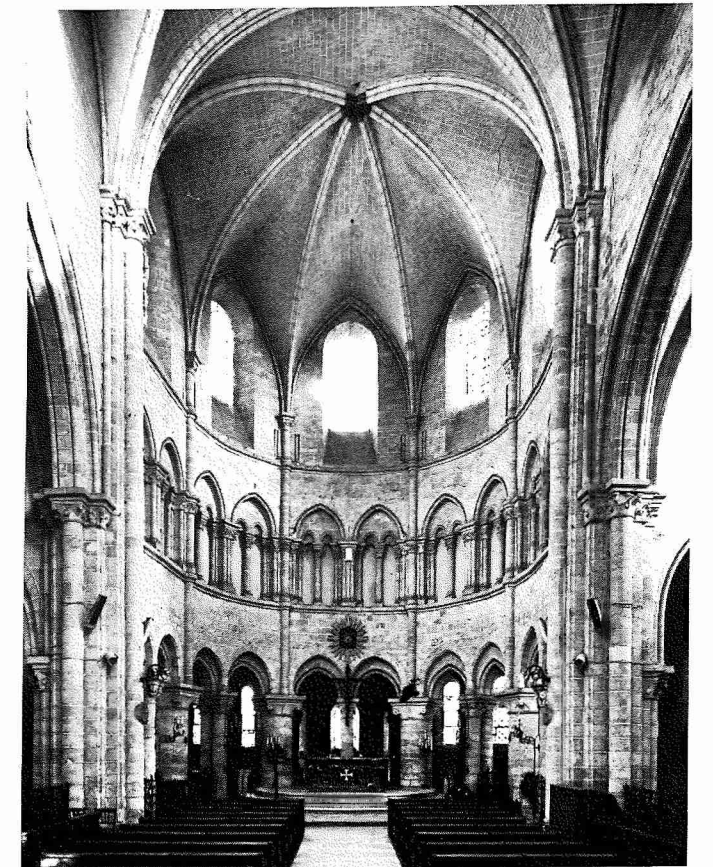
Handelt es sich bei der Fachliteratur und den genannten Quellen jedoch um das üblicherweise für ein solches Unterfangen zu Konsultierende, so gilt das für die historische Literatur, die von den Kunsthistorikern oft vernachlässigt worden ist, wenn sie sich nicht direkt auf den Gegenstand bezog, schon weniger. Ihre Auswertung - angefangen von der Gallia Christiana (1715 ff) und dem Recueil des historiens de la Gaule et de la France (1869 ff) - erwies sich denn auch als sehr ertragreich. Man darf bei solcher Auswertung aber nicht nur die gängigen Fragestellungen im Auge haben - also wann hat wer wo einen Bau errichten lassen? Man sollte das Augenmerk vielmehr verstärkt auf die Motive der Bauherren, auf ihre Mentalität und Parteizugehörigkeit sowie auf Wirtschaftliches und damit auf Baubetriebe und Finanzierungen richten. Es ging also nicht darum, die kunsthistorische Literatur zu einem einigermaßen schlüssigen Gesamtbild zusammenzufassen. Diese wurde im Gegenteil häufig in die Anmerkungen verdrängt, weil andere Quellen aufschlußreicher erschienen.

Was ist dabei herausgekommen? In einem traditionellen Verständnis bemißt sich der Wert einer kunsthistorischen Arbeit zunächst daran, was sie in einem positivistischen Sinn zur Sicherung von alten oder neuen Datierungen oder Zuschreibungen leistet, ob sie neue Funde präsentieren kann oder Materialien für genauere Rekonstruktionen oder Interpretationen liefert. Dagegen ist nichts



Etampes
Stiftskirche Notre-Dame-du-Fort, Blick nach Osten. Die Formen orientieren sich an Bauten, die dem Königshaus nahestehen.

Foto: Hirmer



Etampes
Prioratskirche St.-Martin, Chor. Dieser Chor ist eine vereinfachte Kopie des Chores der Senser Kathedrale.

Foto: Hirmer

einzuwenden; denn die Klärung solcher Fragen kann durchaus zu Neubewertungen führen, wie sie etwa im Falle der Kathedrale von Auxerre oder der Stiftskirche von Mantes längst fällig waren.

Interessanter schien aber etwas anderes. Hans-Joachim Kunst (Marburg) hat seit einigen Jahren angeregt, bei mittelalterlicher Architektur auf Zitate zu achten und zu fragen, worin diese begründet sind. Tut man das und befragt man zugleich die historischen Quellen nach den Motiven der Bauherren und nach den intendierten Funktionen der Bauten, dann stößt man auf äußerst interessante Sachverhalte. Nämlich erstens auf die Tatsache, daß es auch in der mittelalterlichen Architektur eine äußerst komplizierte Rangstufung von Bau zu Bau und innerhalb ein und desselben Baus oder Gebäudekomplexes gegeben hat. So wie die heutige Chefetage sich von einfachen Büros oder die „gute Stube“ von der Wohnküche absetzen, taten dies auch mittelalterliche Räumlichkeiten - und zwar äußerst differenziert. Und zweitens stößt man auf den politischen Charakter der Architektur, indem man sich nämlich durch die Formen- oder Typenwahl als Parteigänger bestimmter Herren oder auch Cliquen zu erkennen gab. Das wird nicht nur deutlich an den untergeordneten Kirchen der Diözesen, sondern gerade auch dann, wenn die Dinge komplizierter liegen. So wie man damals einem Ritter an der Kleidung ansehen konnte, wessen Gefolgsmann er war und welchen Rang er einnahm, konnte man dies auch bei einem Kirchenbau. Die architektonischen Formen dokumentieren also in aller Regel konkrete Zuordnungen, Ansprüche oder Unterwerfungen. Das soll an zwei Beispielen verdeutlicht werden.

In Etampes, einer königlichen Stadt zwischen Paris und Orleans und im Grenzgebiet zur Diözese Sens, gibt es zwei Kirchen, die auf weite Strecken gleichzeitig und von Bauleuten einer Schulung errichtet worden sind. Trotzdem könnte der Gegensatz zwischen ihnen nicht krasser sein. Die eine, St. Martin, gehörte zur Benediktinerabtei Morigny in der Diözese Sens und erweist sich in der Gestaltung des Chorbereichs als eine Variation der Senser Kathedrale. Bei der anderen, Notre-Dame-du-Fort, fällt trotz der vielen verunklarenden Planwechsel auf, daß man sich immer an Bauten orientierte, die dem Königshaus sehr nahestehen: St. Pierre-de-Montmartre und St. Victor (zerstört) in Paris, St. Denis und der Pariser Notre-Dame. Außerdem wird durch Betonung des Querhauses, durch fünf Schiffe, ein Figurenportal und einen hohen Turm gegenüber St. Martin ein höherer Anspruch geltend gemacht. Wie kommt es zu einer solchen „Distinktion“?

Zwischen beiden Institutionen herrschte bitterste Feindschaft. König Phillip hatte dem Stift von Notre-Dame die Tochterkirche St. Martin abgenommen und den Benediktinern von Morigny unterstellt. Unter Ludwig VI wurden die beiden großen Hofparteien in den Zwiß einbezogen. Etienne de Garlande, Führer der Anti-Reformpartei, war Probst in Notre-Dame. Dagegen stand Morigny unter dem Schutz des Senser Bischofs, der der Reformpartei angehörte. Da die Kanoniker von Notre-Dame 1124 zum Trost zu Kaplanen der königlichen Burg ernannt worden waren, hatten sie allen Anlaß, sich nach Paris zu orientieren. Von diesen Interessenlagen der Bauherren und ihren Bezügen zur jeweiligen architektonischen Form ist in der kunsthistorischen Literatur bisher nichts zu finden.

Ein Lehrstück besonderer Art ist die Abteikirche von Mouzon. Formal weist sie erstaunliche Analogien zu den ab 1160 gebauten Teilen der Kathedrale von Laon auf. Deshalb ist sie von den Kunsthistorikern auch immer sehr früh datiert worden. Aufgrund einer Bauinschrift mit dem Fertigstellungsdatum 1231 für Chor

und Querhaus und vor allem wegen einer Schriftquelle, die für 1212 die Zerstörung von Stadt und Kloster berichtet, kann der Bau aber erst nach diesem Datum begonnen sein. Dafür zeigt er aber erstaunlich rückständige Stilformen (wenn auch nicht in den Details). Wie kann man sich das erklären?

Das Benediktinerkonvent gehörte dem Reimser Erzbischof, der auch die Äbte ernannte. Seit 1198 war Mouzon zudem als Sitz eines Suffraganbischofs vorgesehen, um dieses zwischen Reich und französischer Krone umstrittene Gebiet in den Ardennen besser an letztere zu binden. Man hat also hier im Grenzland durch Architekturformen Ansprüche dokumentieren wollen. Aber warum ausgerechnet in den Formen von Laon statt in den damals viel moderneren von Reims? Die Gründe sind vielfältig und zugleich plausibel. Der Reimser Erzbischof pochte auf seine Suprematie, die ihm von dem elitären und arroganten Kathedrale von Laon in seiner Erzdiözese am stärksten bestritten wurde. Indem nun die neue Kirche (ob Kathedrale in spe oder Benediktinerabtei, tut nichts zur Sache) in den altmodischen Formen von Laon gebaut wurde, wird sie als nachrangig eingestuft und gleichzeitig werden die Ansprüche von Laon in ihre Schranken verwiesen. Angesichts solcher Sachverhalte wird man skeptisch gegenüber den stilgeschichtlichen Vereinfachungen der bisherigen Kunstgeschichtsschreibung.

Das waren zwei Beispiele unter vielen anderen. Wir wußten zwar, daß es in bestimmten Regionen wie z.B. der alten Diözese Verden/Aller üblich war, die Mutterkirche in den Motiven zu zitieren, daß dies jedoch auch für das Entstehungsgebiet der Gotik in großem Ausmaß gilt, war vielleicht das überraschendste Ergebnis der Untersuchung. Trotzdem war das nur ein Aspekt des Versuchs, die architektonische Form auf die historische Wirklichkeit zu beziehen.

Ein anderer bestand darin, den Geschmack und Geschmackswandel der gesellschaftlichen Führungsschichten und insbesondere des Hofes zu rekonstruieren, wie er nicht nur in der Mode, sondern auch in der Bevorzugung bestimmter religiöser Orden zum Ausdruck kommt.

Ein weiterer Aspekt, bei dem wir auf eigene Voruntersuchungen zurückgreifen konnten, war der von der Forschung oft vernachlässigte produktionshistorische. Denn da Architektur immer ein Produkt von Arbeit ist, muß man die Geschichte der Arbeit im Rahmen der sich wandelnden Produktionsverhältnisse rekonstruieren, um zu einem tiefergehenden Verständnis zu kommen. In der Gotik spielen dabei von Anfang an bestimmte Rationalisierungstendenzen bis hin zur seriellen Massenvorfertigung der Steine und deren Versatz nach dem Montageprinzip eine kaum zu überschätzende Rolle. Im Rahmen dieses Prozesses verändern sich sowohl die Planungsmethoden als auch die Qualifikationsprofile der Bauleute und Architekten, die bezüglich ihrer gesellschaftlichen Achtung im 13. Jahrhundert die Schrittmacher des modernen Künstlerberufs waren.

Daß eine „totale Interpretation“ noch viele andere Faktoren zu berücksichtigen hat, versteht sich von selbst. So findet etwa der Wandel der Frömmigkeit (z.B. das neue Schaubedürfnis) Ausdruck in liturgischen Veränderungen wie der Erhebung der Hostie, die ihrerseits auf die Bautypen wirkt, indem z.B. gegen Ende des 12. Jahrhunderts die Emporen wegfallen. (Denn von oben gesehen, verlor diese Erhebung ja das Entscheidende ihrer Wirkung.) Wichtig ist ferner der Wandel im Verhältnis der Klassen und Schichten zueinander. Das Ausmaß, in dem sich die Führungsschichten von Hofadel und hohem Klerus gegen das Volk abschirmten, läßt sich

architektonisch ablesen an der Abschottung des Chorbereichs, aber auch an allgemeineren Tendenzen. Waren die Kathedralen in ihrer Blütezeit noch Monumente der fortschrittlichen Koalition aus Monarchie, hohem Klerus, Bürgern und Volk, so erlahmt der Baueifer mit dem Zerbrechen dieser Koalition. Die Folge waren einerseits Luxustendenzen, wie sie der spätere Hofstil des Hl. Ludwig aufweist, und andererseits Bescheidenheitsgesten wie in der fast völlig verlorengegangenen Bettelordensarchitektur.

Schließlich waren Mentalitäten zu berücksichtigen. Der französische Adel hat im 12. Jahrhundert ein anderes Ethos als der englische, dessen arroganter Stolz z.B. im Kathedralkapitel von Laon auch entsprechende Bauformen hervorbringt. Und vor allem galt es, die Mentalität der verschiedenen Orden und Kongregationen zu klären und herauszufinden, welche Architekturformen ihnen entsprechen. Denn das Verhältnis zwischen Zisterziensern und Cluniensern ist im 13. Jahrhundert grundsätzlich anders als 100 Jahre vorher zu Zeiten des Hl. Bernard von Clairvaux.

Aus diesen Hinweisen wird aber das Hauptproblem deutlich: man kann die Phänomene, zumal wenn sie sich über einen äußerst innovativen Zeitraum von 140 Jahren verteilen und zudem noch sehr unterschiedlichen lokalen Ausgangsbedingungen unterliegen, nicht einfach über einen Kamm scheren. Wenn man zudem den Anspruch erhebt, den Gegenstand aus historisch-materialistischer Sicht darzustellen, dann kommt es, wie der späte Engels einmal schrieb, „nicht mehr darauf an, Zusammenhänge im Kopf auszu-

denken, sondern sie in den Tatsachen zu entdecken“. Es mußte also versucht werden, die vielen Faktoren, die die Zusammenhänge jeweils konstituieren, möglichst angemessen zu gewichten. Ob das gelungen ist, darüber werden die Meinungen, wie meistens in der Geschichtswissenschaft, sicher nicht einhellig sein.

Das Projekt wurde 1980 zwischen dem Verleger Professor Dr. Max Hirmer und dem Verfasser sowie Professor Dr. Robert Suckale, Universität Bamberg, vereinbart im Hinblick auf eine Publikation, die jetzt vorliegt: Dieter Kimpel, Robert Suckale: Die gotische Architektur in Frankreich 1130-1270, Aufnahmen Albert Hirmer und Irmgard Ernstmeier-Hirmer, Hirmer Verlag, München 1985, 576 S. mit 562 teils ganzseitigen Abbildungen, 224 Mark. Die Fotokampagnen wurden von den Autoren geplant und von den Fotografen äußerst kompetent durchgeführt. Die Aufnahmen der Bildautoren wurden durch Vorlagen aus Archiven und Repros von Markus Hilbig, Berlin, ergänzt. Zu danken haben wir für ihre Hilfe vor allem den französischen Kollegen und Institutionen, der Universität und den beiden Bibliotheken in Bamberg, dem Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München, dem DAAD und den Bamberger studentischen Hilfskräften. Eine zunächst geplante, stärker an die Spezialisten adressierte Separatpublikation mit Miszellen zu Einzelproblemen kam mangels Zuschüssen nicht zustande. Dieser Mangel an Subventionsressourcen für geisteswissenschaftlich-kulturhistorische Projekte ist, wie ich meine, ein sehr bedenkliches forschungspolitisches Indiz.



Laon
Kathedrale, nördliche Mittelschiffwand des Langhauses. Der Bau wurde seit etwa 1160 errichtet.

Foto: Hirmer



Mouzon
Benediktinerabteikirche Notre-Dame, Blick ins Mittelschiff nach Osten. Obwohl erst nach 1212 errichtet, zitiert man hier die veralteten Formen der Kathedrale von Laon.

Foto: Hirmer

Nicht nur Advokat für Underdogs Der Ombudsman in Kanada

Von Herbert Uppendahl/Josef Puchta



Parlamentsgebäude von British Columbia. Der Ombudsman ist Beauftragter des Parlaments.

Kanada - das ist für den Normalbürger Weite, Wildnis, Abenteuer, Eishockey und Ahornblatt; eigentlich nicht viel, wenn man bedenkt, daß Kanada das zweitgrößte Land der Erde (nahezu 10 Millionen qkm) heute zu den führenden Industrienationen der Welt zählt. Die Vorstellung von Nordamerika wird dominiert durch die USA: US-amerikanischer Lebensstil wird wöchentlich durch „Denver“ oder „Dallas“ frei Haus geliefert. Dem hat Kanada wenig entgegenzuhalten: Der geographische Riese Kanada steht im Schatten der politisch und wirtschaftlich übermächtigen USA.

Dieses Verhältnis hat seinen Niederschlag auch in den Forschungsaktivitäten bundesrepublikanischer Wissenschaftler gefunden, zumindest bis zum Ende der 70er Jahre. Ausdruck des seit dieser Zeit verstärkten wissenschaftlichen Bemühens um Kanada ist dabei nicht zuletzt die Gründung der Gesellschaft für Kanada-Studien, eine Vereinigung interdisziplinär arbeitender Wissenschaftler, die heute bereits auf 400 Mitglieder angewachsen ist.

Aus der Sicht der vergleichenden Politikforschung in der Bundesrepublik Deutschland ist Kanada vor allem deshalb interessant, weil beide Staaten

- zur Kategorie der entwickelten Demokratien zählen, die sich u.a. durch einen hohen Lebensstandard der Bevölkerung auszeichnen,
- als parlamentarische Bundesstaaten auf der Grundlage eines relativ stabilen Mehrparteiensystems agieren,
- hochdifferenzierte Daseinsvorsorge- und Dienstleistungssysteme ausgebildet haben und

- nicht zuletzt danach streben, ihre effizienzorientierte Administration auszubauen bzw. zu perfektionieren.

Dementsprechend treten in beiden Staaten auch eine Vielzahl vergleichbarer Problemlagen auf. Der „Blick über den Zaun“ ist immer dann besonders lohnend, wenn das jeweils andere politische System bei der Lösung gleichgelagerter Probleme einen ungewöhnlichen, durchaus innovativen Weg gegangen ist. Hiervon wird im folgenden die Rede sein.

Das vielfach beklagte Phänomen eines unaufhaltsam wachsenden Verwaltungsapparates, die zunehmende Verrechtlichung und Reglementierung der vormals der res privatae vorbehaltenen Lebensbereiche ist auch an Kanada nicht vorübergegangen. Die Entfremdung des Bürgers vom Staat, die mit Schlagworten wie „Staatsverdrossenheit“ und „Behördenverdrossenheit“ gekennzeichnet wird, war für die politisch Verantwortlichen in Kanada Anlaß, über dieses Problem grundlegend nachzudenken. Zu diesem Zweck wurden in den 60er Jahren verschiedene Kommissionen eingesetzt, die die Aufgabe hatten, u.a. auch das Verhältnis der Bürger zu ihrem Staat aufzuarbeiten. Unter einer Vielzahl von Vorschlägen zur Parlaments- und Verwaltungsreform empfahlen die meisten Kommissionsberichte auch die Einführung einer Anlaufstelle für Bürger, die sich durch Verwaltungsentscheidungen ungerecht behandelt fühlen.

Die Empfehlung zugunsten der Ombudsman-Institution läßt sich auf zwei Gründe zurückführen: zum einen ist die Einrichtung einer Verwaltungsgerichtsbarkeit - was in Kanada auch diskutiert wurde

- mit den Grundsätzen des Common Law nur schwer vereinbar und zum anderen besteht in anglo-amerikanischen Ländern weniger die Tendenz zur rechtlichen Kontrolle der Verwaltungsmacht als vielmehr zu ihrer politischen Beherrschung. Sieht man einmal von den vielen Pseudo-Ombudsman-Einrichtungen ab, so ist der „klassische“ Ombudsman als Hilfsorgan des Parlaments eine eindeutig politische Institution und kommt somit der Tradition der Common Law-Länder entgegen. Er ist der Legislative zugeordnet und in seinem Handeln nur dem Parlament verantwortlich.

Nachdem die Ombudsman-Institution über nahezu eineinhalb Jahrhunderte auf Schweden und Finnland begrenzt war, war die Errichtung des Ombudsman-Amtes in Dänemark in den 50er Jahren die Initialzündung für die weltweite Verbreitung. Kanada erreichte der Ombudsman-Gedanke erst über den Umweg Neuseeland. Das neuseeländische Modell des „Parliamentary zugeordnet“ stand allen kanadischen Ombudsman-Modellen Pate.

Wie ist nun der Implantationsprozeß des Ombudsmans in Kanada verlaufen und welche Erfahrungen liegen mit dieser Institution vor? Obwohl die Vorschläge zur Einrichtung eines Ombudsman-Amtes in Kanada von Seiten der - bereits erwähnten - Kommissionen auf die Bundesebene gerichtet waren, verlief die Diffusion der Ombudsman-Institution über die Provinzen. Hierzu muß man sich ins Gedächtnis rufen, daß die Autonomie der kanadischen Provinzen wesentlich größer ist als die der bundesdeutschen Länder. Somit fällt auch ein Großteil der Gesetzgebung in die Zuständigkeit der einzelnen Provinzen. Von den insgesamt zehn kanadischen Provinzen haben zwischen 1967 und 1979 neun das Ombudsman-Amt errichtet.

Tätig wird der Ombudsman aufgrund eingereicherter Bürgerbeschwerden gegen Verwaltungsentscheidungen, der Weisung des Parlaments oder durch vom Ombudsman selbst initiierte Untersuchungen (Selbstaufgriffsrecht). Die Zuständigkeit des Ombudsmans ist durch das jeweilige provinzielle Ombudsman-Gesetz beschränkt. Während die Untersuchungskompetenzen des Ombudsmans relativ weit gefaßt sind, kann er zur Durchsetzung seiner Vorschläge in der Regel lediglich Empfehlungen abgeben und kraft Argument auf die Kooperationsbereitschaft der jeweiligen Verwaltungsstellen spekulieren. Sein stärkstes Instrument ist seine Öffentlichkeitsarbeit, insbesondere die Einschaltung der Medien. Der augenscheinliche Nachteil fehlender formaler Sanktionsgewalt erweist sich bei genauerer Betrachtung durchaus als Vorteil. Zum einen wird keine „Überinstitution“ aufgebaut und zum anderen wird durch den fehlenden formalen Zwang der Dialog mit den öffentlich Bediensteten erleichtert.

Bei der Bearbeitung der Beschwerden darf das Augenmerk des Ombudsmans nicht nur auf die möglichst schnelle Erledigung der Beschwerden gerichtet sein. Der Ombudsman muß sich auch fragen, ob nicht möglicherweise das einer Beschwerde zugrunde liegende Gesetz (oder die Verordnung) oder dessen Implementation korrekturbedürftig ist. So gesehen kommt dem Ombudsman aus der Sicht der Verwaltung die Funktion eines Seismographen zu, denn letztlich werden erst in der konkreten Situation die Auswirkungen politischer Entscheidungen für die Betroffenen sichtbar. Ein quantitativer Indikator, ob ein Gesetz oder dessen Implementation korrekturbedürftig ist, ist die Zahl an ähnlichen Beschwerden, die beim Ombudsman eingehen und die gegen ein und denselben Verwaltungsakt gerichtet sind. Der qualitative Aspekt der eingereichten Beschwerden ist sicher schwieriger auszuloten und erfordert ein erhebliches Maß an Fingerspitzengefühl. Entscheidend hierfür dürfte jedoch sein, ob es sich möglicherweise um einen Präzedenzfall handelt, der auch Konsequenzen für andere

Bürger hat. Gemeinsame Zielrichtung beider Vorgehensweisen ist, daß die Handlungen des Ombudsmans - über den begrenzten Kreis der Beschwerdeführer hinaus - auch der großen, passiven Öffentlichkeit zugute kommen.

Besondere Bedeutung kommt bei der Einführung dieses Amtes den politischen Parteien zu. Während die damaligen Oppositionsparteien in den kanadischen Provinzen (mit Ausnahme der Liberalen Partei in Saskatchewan und Quebec) dem Ombudsman-Amt grundsätzlich positiv gegenüberstanden, hielten es die Regierungsparteien für durchweg überflüssig. So verwundert es nicht, daß in sechs Provinzen der Ombudsman erst nach einem Regierungswechsel eingeführt wurde. In den anderen Provinzen hat der Ombudsman als Wahl-Issue eine Rolle gespielt und die Regierungsparteien haben den Ombudsman sozusagen als Erfüllung ihres Wahlversprechens eingeführt. Eine nicht zu unterschätzende Rolle mag durchaus auch gespielt haben, daß mit steigender Zahl der Provinzen, die den Ombudsman bereits eingeführt hatten, der Druck auf die anderen Provinzen verstärkt wurde.

Abb. 2: Politische Parteien und Ombudsman

Social Credit Party	führt Ombudsman ein in	Alberta British Columbia
Liberal Party	führt Ombudsman ein in	New Brunswick Nova Scotia
Liberal Party u. Progressive-Conservative Party	führen Ombudsman ein in	Newfoundland
Progressive-Conservative Party	führt Ombudsman ein in	Ontario Quebec
New Democratic Party	führt Ombudsman ein in	Manitoba Saskatchewan

Heute ist der Newcomer Ombudsman zu einem festen Bestandteil des politischen Systems der kanadischen Provinzen geworden. Somit ist es an der Zeit zu hinterfragen, welche Wirkungen von dieser Institution ausgehen.

Bisherige Untersuchungen dieser Frage sind in Kanada (und allen anderen westlichen Industrienationen mit etablierten Ombudsman-Systemen) nicht zuletzt aus datenschutzrechtlichen Gründen gescheitert. Ombudsmänner (und -frauen) sahen sich nicht in der Lage, Forschern und Forschungsinstitutionen Zugang zu ihren Daten zu gewähren. Das gilt vor allem für den hier unabdingbaren Bereich der Petentenbefragung. Kontakte zwischen Mitgliedern des Instituts für vergleichende Politikforschung und kanadischen Ombudsleuten, die ihren Niederschlag nicht zuletzt in gemeinsamen Tagungen an unserer Universität gefunden haben, erwiesen sich als unabdingbare Voraussetzung dafür, daß die Amtsinhaber in den Provinzen British Columbia und Saskatchewan auch jene Bereiche der Tätigkeit von Ombudsleuten untersuchen ließen, die der politikwissenschaftlichen Forschung bisher verschlossen waren. Die folgenden Ausführungen beziehen sich deshalb vornehmlich auf diese beiden Provinzen.

Bei der zahlenmäßigen Entwicklung der Beschwerden in den beiden Provinzen muß berücksichtigt werden, daß das Ombudsman-

Amt in Saskatchewan schon 1972 eingeführt wurde und somit zu Beginn der 80er Jahre bereits eine etablierte Institution war, wäh-

Tab: Beschwerdeaufkommen in British Columbia und Saskatchewan

Jahr	Beschwerden Brit. Col.	Beschwerden Saskatchewan.
1980	4.197	2.255
1981	4.765	2.248
1982	7.979	2.831
1983	9.762	2.565
1984	11.343	2.673

rend British Columbia als Nachzügler-Provinz einen Ombudsman erst 1979 bestellte. Die absoluten Zahlen der Beschwerden geben natürlich nur dann einen Sinn, wenn sie auf die Bevölkerungszahl der jeweiligen Provinz bezogen sind: British Columbia verfügt über annähernd drei Millionen Einwohner, Saskatchewan dagegen nur über eine Million. 1984 beschwerte sich somit in British Columbia etwa jeder 250te und in Saskatchewan etwa jeder 360te Einwohner. Der starke Beschwerdezuwachs in British Columbia ist nicht zuletzt auf die intensive Medienarbeit des dortigen Ombudsmans zurückzuführen.

Ein wichtiges Problem jedes Ombudsman-Amtes sind „non-jurisdictional complaints“, d.h. solche Beschwerden, für die der Ombudsman aufgrund des entsprechenden Gesetzes nicht zuständig ist. Erfahrungsgemäß liegt die Quote der „non jurisdictional complaints“ um die 50 Prozent. Sie scheint von solchen Faktoren wie Zeitpunkt der Eröffnung des Büros, Zuständigkeiten, Öffentlichkeitsarbeit und Profil des Amtsinhabers relativ unabhängig zu sein. Um die mit der Nichtannahme einer Beschwerde verbundenen Frustrationen nach Möglichkeit gering zu halten, werden den Bürgern Auskünfte und Ratschläge gegeben, wie sie auf andere Art und Weise ihre Interessen wahrnehmen können.

In den bisherigen Untersuchungen zur Ombudsman-Institution wurde - wie oben bereits erwähnt - der wichtigsten Bezugsgruppe des Ombudsmans, den Petenten, wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Empirische Erhebungen über die sozio-strukturelle Zusammensetzung der Petenten sowie über ihre Zufriedenheit bzw. Unzufriedenheit mit der Arbeit des Ombudsmans fehlen gänzlich. Deshalb wurden in beiden Provinzen Petenten befragt, deren Beschwerden vom Ombudsman untersucht wurden. Der Umfang der Stichproben betrug in British Columbia 600 und in Saskatchewan 150. (Rücklaufquote 33,3 % in British Columbia; 35,3 % in Saskatchewan.)

Wie sieht danach der „durchschnittliche“ Petent aus? Ist er wirklich identisch mit dem „little guy“, der nicht imstande ist, seine eigenen Interessen selbst wahrzunehmen? Die Einkommenssituation der Petenten in British Columbia und Saskatchewan scheint diese Sicht zunächst zu bestätigen. In beiden Provinzen verdienen über 70 % der Petenten weniger, als es dem durchschnittlichen Familieneinkommen der jeweiligen Provinz entspricht. Die Bezieher geringer Einkommen stellen mithin das Hauptkontingent der Petenten dar. Im Hinblick auf den Bildungsgrad der Petenten ergibt sich freilich ein gegenläufiges Bild: Obwohl in beiden Provinzen nur etwa 20 % der Bevölkerung ein College oder eine Universität besucht haben, findet sich diese Gruppe zu 42 % in British Columbia und zu 31 % in Saskatchewan unter den Petenten

des Ombudsmans. Es läßt sich somit eine deutliche Überrepräsentation von Personen mit hohem Bildungsgrad unter den Petenten diagnostizieren.

Wie sieht es nun mit dem Alter der Petenten aus? Ist der Ombudsman „Sprachrohr“ derjenigen, die sich aufgrund ihres fortgeschrittenen Alters gegenüber Verwaltungsentscheidungen nicht mehr zur Wehr setzen können? Der empirische Befund spricht dagegen. In British Columbia sind über 50 % der Petenten zwischen 20 und 40 Jahre alt, in Saskatchewan sogar 65 %. Der Altersanteil dieser Gruppe in der jeweiligen Provinzbevölkerung liegt bei etwa 30 %.

In Bezug auf die politische Aktivität der Petenten ergibt sich folgendes Bild: Die Mitgliedschaft in einer politischen Partei oder der Gewerkschaft wird in Saskatchewan von jeweils 20 % der Befragten angegeben; in British Columbia ist die Anzahl der Parteimitglieder unter den Ombudsman-Petenten geringer (16 %), es sind aber 28 % Mitglied in einer Gewerkschaft. Diese Zahlen entsprechen etwa der Verteilung dieser Merkmale in der Gesamtbevölkerung.

Zusammenfassend kann man sagen, daß die These, wonach der Ombudsman ein „advocate for the underdogs“ ist, kaum aufrechterhalten werden kann, zumal der große Anteil der Bezieher geringerer Einkommen unter den Petenten nicht zuletzt auf die wirtschaftliche Rezession der 80er Jahre in Kanada zurückzuführen ist. Dies wird durch die Aussagen der Amtsinhaber gestützt, wonach heute monetäre Gesichtspunkte bei der Einreichung einer Beschwerde im Vordergrund stehen.

Ein zur Beurteilung der Wirksamkeit der Ombudsman-Institution besonders wichtiger Indikator ist der Grad der Zufriedenheit der Petenten mit der Arbeit des Ombudsmans. Gut die Hälfte der Befragten beider Provinzen gibt an, daß sie mit der Entscheidung des Ombudsmans in ihrem spezifischen Fall „zufrieden“ bzw. „sehr zufrieden“ sind. Darüber hinaus äußern sich 80 % (British Columbia) und 69 % (Saskatchewan) positiv über ihre generellen Erfahrungen mit dem Ombudsman. Auch auf die Fragen, ob sie selbst noch einmal den Ombudsman in Anspruch nehmen würden und ob sie Bekannte an den Ombudsman weiterempfehlen würden, gibt es durchwegs große Zustimmung (70 %).

Berücksichtigt man außerdem, daß von den eingereichten Beschwerden nur etwa ein Drittel im Sinne der Petenten positiv erledigt werden können, so erstaunt der hohe Grad an Zufriedenheit der Befragten mit dem Ombudsman. Es ist zu vermuten, daß dem Ombudsman über den unmittelbaren Erfolg in der Beschwerdeabhilfe hinaus eine außerordentlich wichtige sozialpsychologische Funktion als Ansprechpartner des Bürgers zukommt. Probleme können bei ihm abgeladen, aufgestaute Aggressionspotentiale abgebaut, „Staatsverdrossenheit“ möglicherweise reduziert werden.

Die Einrichtung von Ämtern für Datenschutzbeauftragte und Ausländerbeauftragte sowie - besonders aktuell - der Trend zur Etablierung von Gleichstellungsstellen auf allen Ebenen des politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland zeigt, daß die Friktionen zwischen Bürgern und Staat auch hierzulande zunehmen. Fraglich bleibt freilich, ob dieser „deutsche Weg“ des Ausbaus problemfeldbezogener Ombudsman-Ämter sich nicht als Irrweg erweisen wird, besteht doch die Gefahr, daß der Bürger am Ende nicht mehr weiß, wer letztlich für seine Beschwerden zuständig ist.

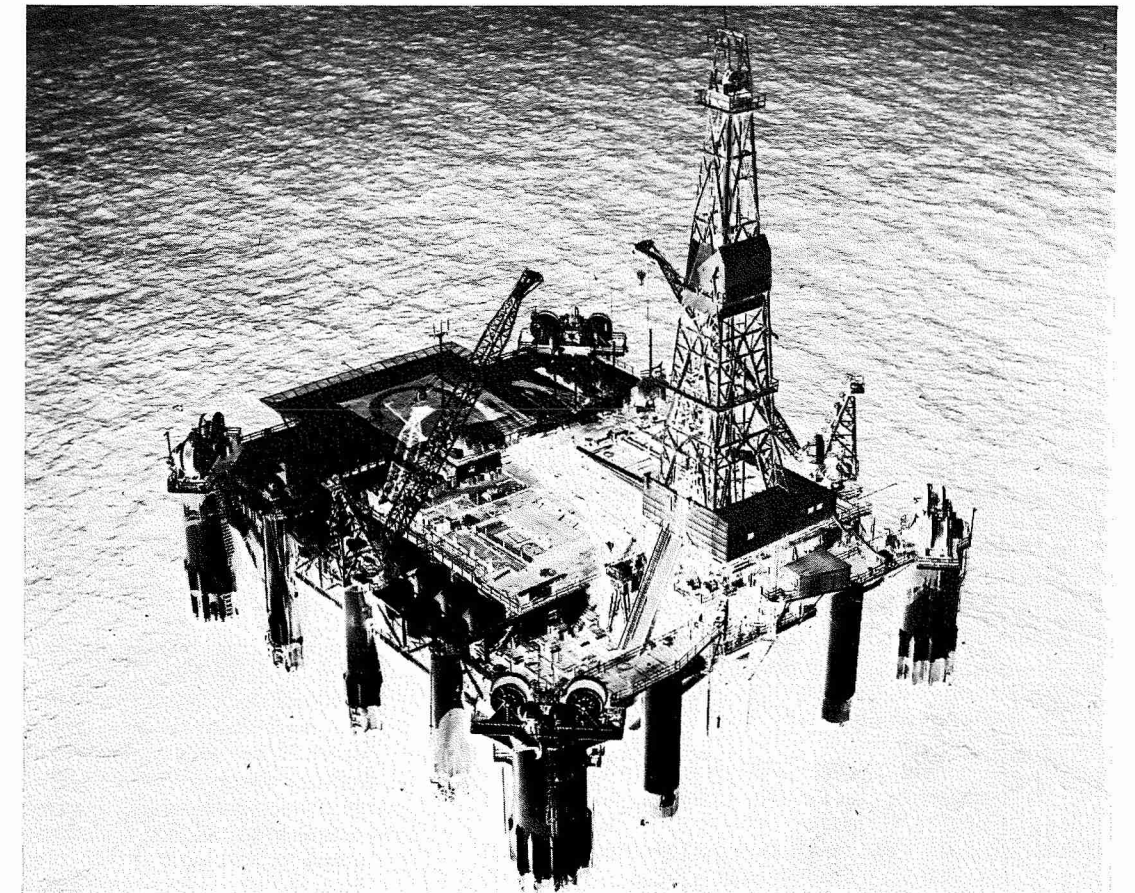
Das Forschungsprojekt wurde aus Mitteln der Stiftung Volkswagenwerk finanziert.

Volkswirtschaft

Strukturveränderungen am Ölmarkt

Anmerkungen zum Verfall des Ölpreises 1986

Von Wolfgang Ströbele



Preise werden wieder steigen: Erdölförderung in der Nordsee.
Foto: Esso

1. Die Fragestellung

Nach dem 2. Weltkrieg gab es 1973/74 und 1979/80 zwei heftige Sprünge des Ölpreises nach oben und seit Dezember 1985 einen ebenso heftigen Absturz des Ölpreises. Um diese Sprünge nach oben und unten zu erklären, sind ökonomische und politische Faktoren aus der Geschichte des Ölmarktes heranzuziehen. Anders als die übliche einfache Kartellerklärung soll im folgenden ein differenziertes Bild beschrieben werden.

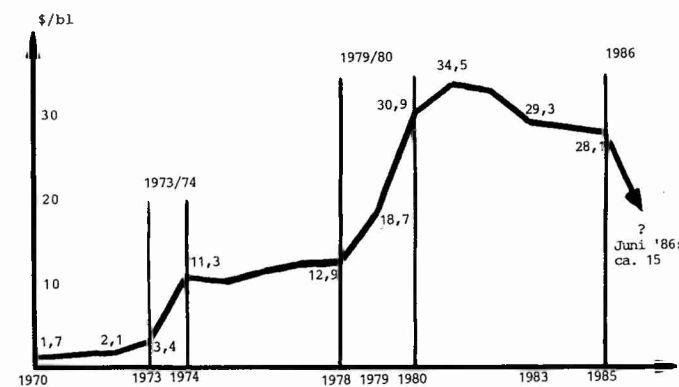
Als erstes sind zwei unterschiedliche Zeithorizonte zu unterscheiden:

Die *kurzfristige Marktdynamik* wird heute durch geringe Schwankungen von Ölangebot und -nachfrage, d.h. spekulative Lagerveränderungen, Ausfall eines Anbieters durch politische Faktoren, Nachfrageschub als Folge eines Streiks in Kohlezechen o.ä. sehr stark beeinflusst. Auf diese Größen wird bei der Analyse von Preissprüngen einzugehen sein.

Die *langfristige Marktdynamik* wird vor allem durch drei Faktoren gesteuert:

- Die Größe der zu bestimmten Kosten nutzbaren *Ölreserven*.
- Die Veränderungen in der Zahl und den Beziehungen der Ölförderer, Ölverarbeiter und schließlich Verkäufer von Ölprodukten, d.h. in den *Marktstrukturen auf der Angebotsseite*
- Die Möglichkeiten für die Ölnachfrager, zu bestimmten Kosten in Teilmärkten für Energiedienstleistungen auf Substitute auszuweichen. (*Ölsubstitute* sind nicht nur andere Energieträger wie Kohle oder Erdgas, sondern auch Sachkapital wie Wärmedämmung, aufwendigere benzinsparende Motoren, Energiekaskadenprozesse).

Für Investitionsentscheidungen mit längerfristiger Kapitalbindung und damit auch für die Antwort auf die Frage nach der „richtigen“ Reaktion auf den augenblicklichen Ölpreisverfall sind jeweils diese beiden Zeithorizonte als Bezugspunkte der Überlegungen zugrunde zu legen.



2. Die Vorratssituation beim Öl

Die Ölsituation ist von der Vorratsseite nicht derart angespannt, daß innerhalb weniger Jahrzehnte mit einer Verknappung im Sinne von strikter Nicht-Verfügbarkeit zu rechnen ist. Reserven/Fördermengen-Relationen liegen aus technischen und ökonomischen Gründen seit langem in einer Größenordnung von 20 bis 35 Jahren. Erst wenn diese sogenannte „statische Reichweite“ auf deutlich unter 15 Jahre sinkt, ist dies ein Zeichen dafür, daß beim herrschenden Ölpreis die rentablen Ölfelder der Erschöpfung entgegen gehen. In den USA lag diese Kennzahl 1985 bei rund 7, im Nahen Osten über 90 Jahre. Die Verteilung der Ölreserven ist regional derart unterschiedlich, daß für die langfristige Ölversorgung sowohl bezüglich Mengen und Preisen die Überlegungen der Anbieter im Nahen Osten ausschlaggebend sein werden. Alleine die Arabischen Golfstaaten mit Saudi-Arabien an der Spitze vereinen beinahe 40 Prozent der heute wirtschaftlich gewinnbaren Reserven auf sich.

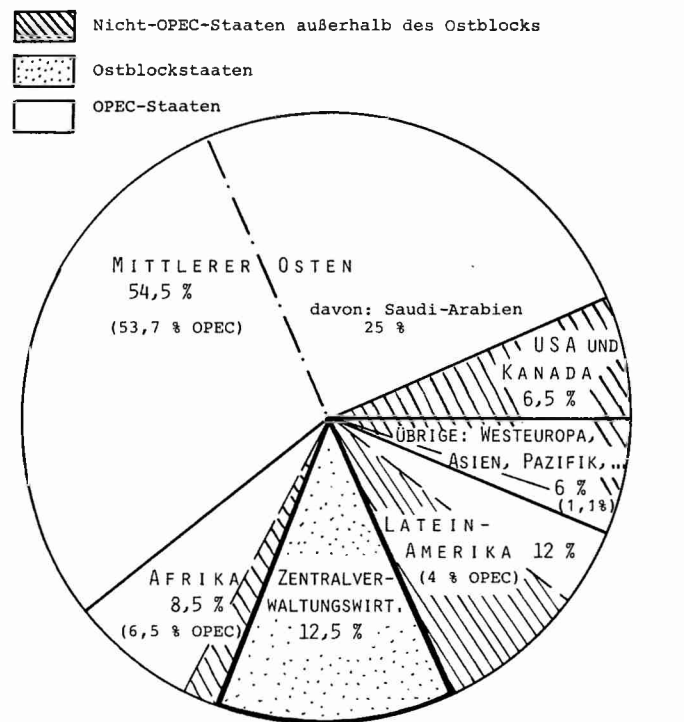


Abbildung 2: Weltölreserven nach regionaler Verteilung 1985: 95 Mrd t (Jahresförderung 1985: 2,8 Mrd. t)

3. Erklärung der Ölpreise 1950 bis heute

Ölpreiserklärungsmodelle greifen zu kurz, wenn sie von der einfachen Gleichsetzung „OPEC=Kartell“ ausgehen. Die Marktstrukturveränderungen sind komplexer. Als erste Annäherung läßt sich vielmehr konstatieren: In den fünfziger Jahren dominierte tatsächlich ein Kartell der sogenannten „Sieben Schwestern“ (ESSO, MOBIL, SoCal, GULF, Texaco, BP und SHELL). Der Markt ist seit den 60er Jahren durch eine zunehmende Wettbewerbsintensität gekennzeichnet. OPEC war nie ein Kartell im ökonomischen Sinne. Heute versuchen die arabischen Golfstaaten, ein Kartell mit Einbeziehung von Mexiko, Norwegen und Großbritannien unter Führung der nunmehr „sechs Schwestern“ (GULF gab zu Beginn der 80er Jahre Raffinerien und Vertriebsnetz in Europa an Kuwait ab; die Restfirma wurde 1985 von SoCal übernommen) zu gründen.

3.1 Die Veränderungen auf dem Ölmarkt seit 1950

a) Die Anbieterseite bis 1973

Der Ölmarkt ist in drei Ebenen gegliedert:

- Die sogenannte Upstream-Ebene umfaßt Exploration, Erschließung und Förderung von Rohöl
- Auf der mittleren Verarbeitungsebene wird Öl transportiert und in Raffinerien verarbeitet
- Die Downstream-Ebene umfaßt den Vertrieb der Ölprodukte Benzin, Heizöl, chemische Grundstoffe etc. an die Endverbraucher.

In den fünfziger Jahren dominierten auf allen drei Ebenen sieben große Ölgesellschaften. Drei davon waren aus der Zerschlagung des Ölgiganten „Standard Oil“ im Jahre 1911 in den USA durch ein Anti-Kartell-Verfahren hervorgegangen (ESSO, Mobil, SoCal), zwei waren Newcomer um die Jahrhundertwende im Mittleren Westen der USA (GULF, Texaco), zwei europäische Unternehmen (BP und SHELL). Kartellabsprachen (Achnacarry und Red-Line-Agreement von 1928) sowie gemeinsame Interessen in verschiedenen Konsortien im Nahen Osten sicherten eine stabile Zusammenarbeit.

Mit der rapide wachsenden Bedeutung des Öls als Weltenergieressource und der Erschließung von Ölfeldern außerhalb des Kartellgebiets betraten in den sechziger Jahren die sogenannten „Newcomer“ CFP, ELF, ENI, VEBA u.a. die internationale Bühne. Obwohl die Ölnachfrage stark stieg, blieben die Ölpreise auf einem Niveau unter 2 \$/bbl real sogar fallend. Die Gründe dafür waren:

- steigender Wettbewerbsdruck durch die „Newcomer“ und die Entdeckung größerer Ölvorkommen.
- Entdeckung größerer Ölvorkommen
- Die Sorge der großen Ölunternehmen, durch Verstaatlichung (wie im Iran 1951/52) ihr durch Konzessionen gesichertes Eigentum am Öl zu verlieren, veranlaßte diese zu einer Politik der hohen Fördermengen bei niedrigen Preisen.

Gegen Ende der sechziger Jahre wurde angesichts der rapide steigenden Ölnachfrage der Ölmarkt angespannter. Als Folge verdoppelte sich der Ölpreis rein marktbestimmt bis zum Sommer 1973.

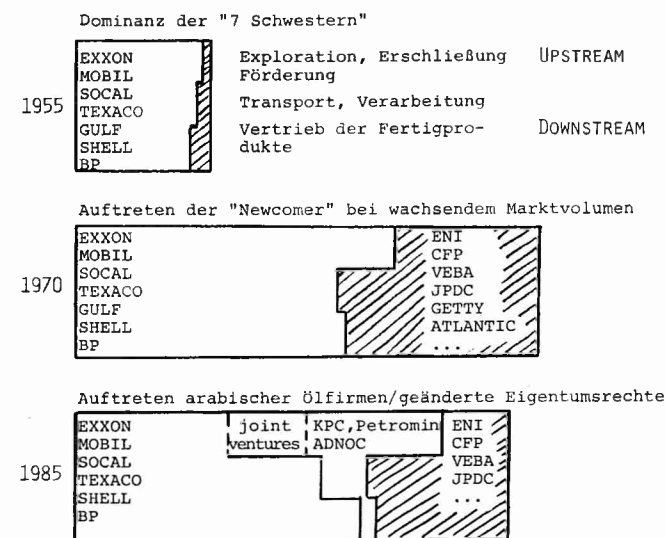


Abbildung 3: Veränderungen der Marktstruktur auf der Anbieterseite auf dem Weltölmarkt 1955, 1970 und 1985

b) Ölnachfrage

Die kurzfristige Preiselastizität für Öl ist relativ niedrig (Schätzungen für BRD $\epsilon \approx -0,1$): Es gibt bei Ölpreissteigerungen kurzfristig einen hohen Einkommens- und einen niedrigen Substitutionseffekt aufgrund der gegebenen Ausstattung mit energieverbrauchenden Konsum- und Kapitalgütern, die den Energieverbrauchern wenig kurzfristigen Spielraum läßt.

- Die mittel- und langfristige Preiselastizität ist abhängig von
- technischen Substitutionsmöglichkeiten (andere Energieträger, Kapital)
 - längerfristigen Preiserwartungen
 - Energiepolitik, die durch Schaffung von geeigneten Rahmenbedingungen, Forschung und Entwicklung, und Informations- und Beratungsaktivitäten die Preiselastizität erhöhen kann.

Auf dem Ölmarkt reichen Angebots- und Nachfrageschwankungen von weniger als fünf Prozent, um zumindest kurzfristig sich verstärkende Preisbewegungen zu induzieren:

- Wenn Preise steigen, stocken Unternehmen und Ölverbraucher in Erwartung weiter steigender Preise ihre Lagerbestände

	1975	1977	1979	1981	1983	1985
OPEC	27,0	31,0	30,8	23,2	17,9	15,8
USA	9,3	9,4	9,6	9,6	9,6	9,8
RGW	11,8	13,2	14,2	14,6	14,8	14,8
übrige Welt	6,0	5,9	9,2	10,7	12,8	15,2
gesamte Welt	54,1	59,5	63,8	58,1	55,1	55,6

Der Marktanteil der OPEC sank von über 50 Prozent in den siebziger Jahren auf unter 30 Prozent heute.

auf, was kurzfristig einen zusätzlichen Nachfrageschub auslöst.

- Die „Falken“ unter den Ölanbietern nutzen eine Phase steigender Preise zu geringfügigen zusätzlichen Angebotsverknappungen und höheren Preisforderungen. Je mehr nicht voll vertikal integrierte Unternehmen am Ölmarkt tätig sind, desto eher sind diese bereit, solchen Preisforderungen nachzugeben.

c) Die drei Ölpreissprünge seit 1973

Die Erklärung der drei heftigen Ölpreissprünge seit 1973 aus ökonomischer Sicht ist tabellarisch (in der Abbildung 4) wiedergegeben. Der Preissprung 1973/74 ist erklärbar durch

- den Wechsel der Eigentumsrechte (der langfristige Gleichgewichtspreis hat dann einen flacheren Verlauf auf anfangs höherem Niveau)
- Aufhebung der Ölimportrestriktionen der USA 1973
- Verstärkung der politisch motivierten kurzfristigen Embargo-Effekte durch Lageraufstockungen.

Die Ölpreiskrise 1979/80 ist gegen die ökonomischen Interessen des dominierenden Produzenten Saudi-Arabien entstanden. Die Iran-Krise allein hätte den Ölpreissprung bis kurzfristig nahe 40 \$/bbl nicht ausgelöst. Saudi Arabien hat sie aber zugelassen, da es durch politischen Gewinn entschädigt wurde;

- Das Camp-David-Abkommen beschwor die Gefahr der politischen Isolierung von Saudi-Arabien im Nahen Osten
- Die Sorge vor religiösen Fundamentalisten konnte durch eine Unterstützung „der arabischen Sache“ aufgefangen werden.

Lageraufstockungen wirkten wiederum verstärkend.

Wichtig ist, daß der jeweilige langfristige OPEC-Ölpreis unter den kurzfristigen Marktpreisen gehalten wurde: nicht ein OPEC-Kartell, sondern Marktkräfte (verstärkt durch politische Faktoren) erklären die Preissprünge.

Als Folge der hohen Ölpreise seit 1980 ging die Ölnachfrage 1985 weltweit gegenüber 1979 um 12,5 Prozent zurück.

Da aber die Ölproduktion in Nicht-OPEC-Ländern (Mexiko, Großbritannien, Norwegen, Alaska, ...) anstieg, mußten die OPEC-Anbieter einen Rückgang ihrer Ölförderung um rund 50 Prozent hinnehmen. Ihr Marktanteil am Weltölmarkt liegt heute bei unter 30 Prozent gegenüber 50 Prozent in den siebziger Jahren. Die Anpassung wurde überwiegend von Saudi-Arabien und Kuwait getragen, die 1985 nur rund ein Drittel ihrer möglichen Dauerfördermenge anboten.

Der Handlungsspielraum des „Swing producers“ Saudi-Arabien nach unten ist aber seit Anfang der 80er Jahre immer enger geworden:

- Während Kuwait nicht nur Raffinerien kaufte und baute, sondern auch Tankstellen und ein Vertriebsnetz (GULF in Westeuropa) übernahm, hat Saudi-Arabien trotz Zubaus großer Raffineriekapazitäten keine eigene Downstream-Basis.

Stattdessen ist Saudi-Arabien auf die Zusammenarbeit mit den ehemaligen ARAMCO-Partnern angewiesen. Bei einem Geschäft Rohöl + Benzin darf aber dauerhaft nicht eine Fördermenge von 5-6 mbd unterschritten werden.

- Saudi-Arabien hat seit einigen Jahren zum ersten Mal seit 1973 große Haushalts- und Außenhandelsdefizite hinnehmen müssen.
- Die langfristigen Interessen von Saudi-Arabien verbieten die Politik des „sehr hohen“ Ölpreises, da dadurch die Ölkunden zu früh auf Ölsubstitute (inklusive rationelle Energieverwendung durch höheren Kapitaleinsatz) ausweichen.

Der Ölmarkt wird zukünftig ein Markt mit stärkeren *Preisschwankungen*, da

- die vertikale Integration der Ölunternehmen stark abgenommen hat,
- Saudi-Arabien als stabilisierendes Element ausfällt,
- Langfristverträge zugunsten Spot-Markt und Net-backverträgen zurückgehen.

Deshalb versucht Saudi-Arabien zur Zeit eine Wiederbelebung der in den fünfziger Jahren vorherrschenden vertikal konzentrierten Ölunternehmen im Sinne einer Lösung „Sechs Schwestern + arabische Ölfirmen“ herbeizuführen. Es nimmt dafür einen kurzfristigen Verfall des Ölpreises unter seinen langfristigen Gleichgewichtswert in Kauf.

4. Die Situation Ende der achtziger Jahre

Die Bundesrepublik Deutschland hat z.Z. eine Entlastung der Ölimportrechnung von rund 20 Mrd. Mark p.a. gegenüber Anfang der 80er Jahre. Diesen Vorteil, der bestenfalls einige Jahre anhalten kann, einfach als Konsum „zu verfrühstücken“, wäre unter wirtschaftlichen Aspekten fragwürdig. Diese wäre nur vernünftig, wenn der neue niedrige Ölpreis als dauerhafter Gleichgewichtspreis für viele Jahre anzusehen wäre. Dagegen Sweeney (Stanford,

USA): „The deeper the decline in oil prices now the sooner and sharper will be the subsequent oil price increase“.

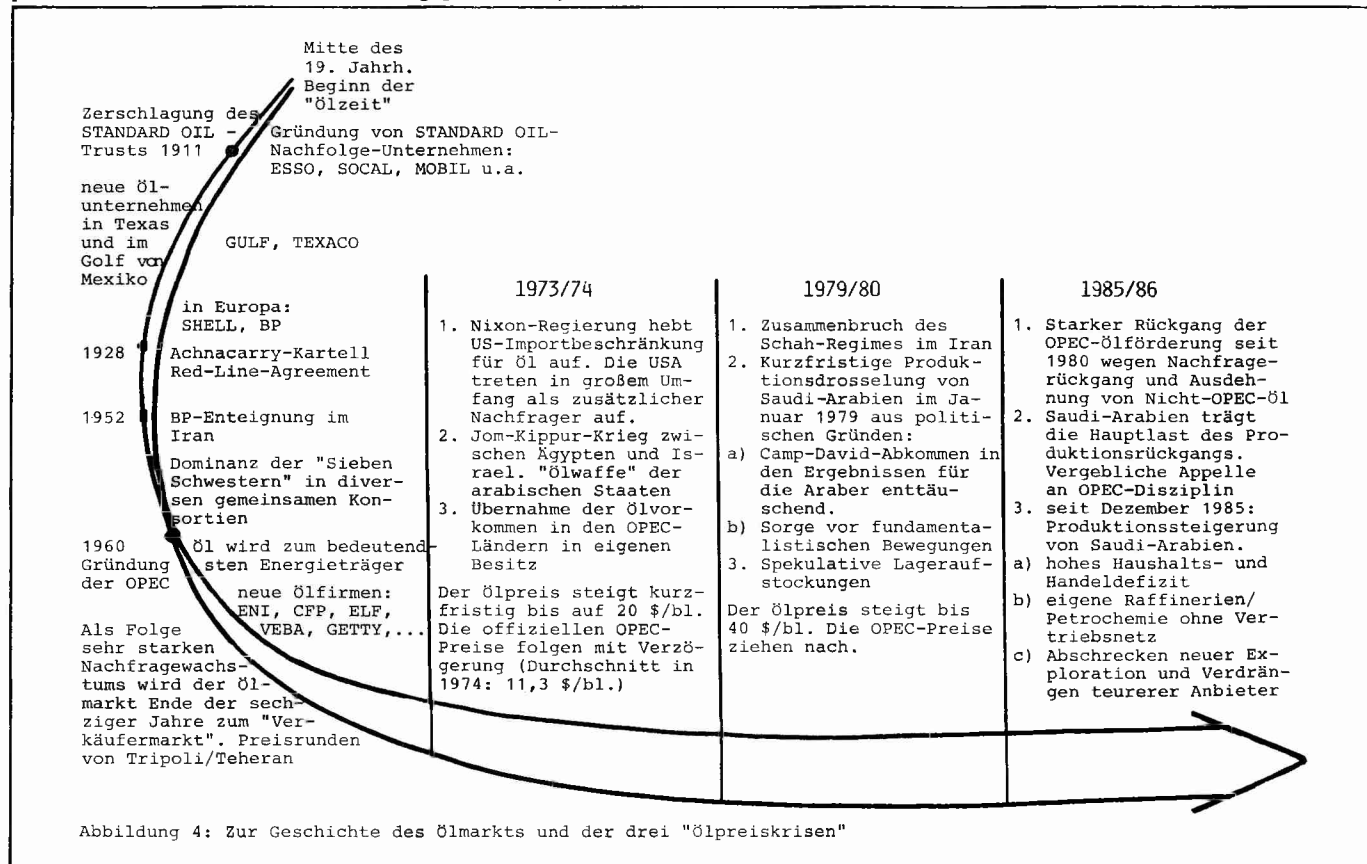
Es gilt eher: Je mehr dieser Vorteil in den großen Industrieländern investiv genutzt wird, desto länger kann der Ölpreis durch die relativ niedrige Nachfrage unter 20 \$/bl gehalten werden. Eine Sondersteuer auf Öl mit investiver Verwendung für rationelle Energieverwendung hätte somit zwei Effekte:

- Der Ölpreis würde anhaltend nach unten gedrückt.
- Die Zeit der Importkostenentlastung könnte für den langfristig erforderlichen Umbau der Energietechnologien (ölverbrauchende Maschinen, kapitalintensive Technologien, Ölsubstitute) genutzt werden, ohne daß es als besonders belastend empfunden würde.

Die Aussichten bis in die neunziger Jahre werden bestimmt durch

- Ausmaß der Öleinspar- und -substitutionsstrategien in den westlichen Industriestaaten
- die Konsequenzen der rückläufigen Exploration als Folge des Ölpreisverfalls (Ölerschließung an Wall Street durch Kauf von Ölfirmen mit größeren Reserven statt in der Nordsee)
- den Angebotsrückgang aus den Feldern in den USA und in der Nordsee, für die bei niedrigen Ölpreisen Sekundär- und Tertiärtechniken unrentabel sind
- die nicht vorhersehbaren politischen Gefahren im Nahen Osten.

Auch wenn einige Ölexperten einen sehr niedrigen Ölpreis bis nach dem Jahr 2000 für wahrscheinlich halten, deuten die oben genannten Punkte eher darauf hin, daß die Zeit der niedrigen Ölpreise nur bei Fortsetzung der Strategie „rationelle Energieverwendung“ über 1990 hinaus andauern kann.



Chemie

Benzin aus Kohle - immer noch aktuell?

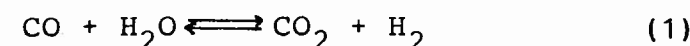
Von Wolf-Dieter Deckwer/Ernst Andreas Sanders

Nach konservativen Schätzungen belaufen sich die Kohlereserven auf etwa das Zehnfache der Welterdölreserven. Trotz des zur Zeit niedrigen Ölpreises ist langfristig mit einer Ölverknappung und damit Verteuerung zu rechnen. Gefördert wird dies sicherlich auch durch die in zunehmendem Maße wachsende Ablehnung der Kernenergie durch breite Bevölkerungsschichten. Da wirklich durchgreifende und für hochindustrialisierte Volkswirtschaften einsetzbare alternative Energie- und Rohstoffquellen mittelfristig nicht zur Verfügung stehen werden, ist eine Rückbesinnung auf Kohle als maßgeblicher Energieträger und als Rohstoff für die chemische Industrie (Kohlenstoff- und indirekt Wasserstoffquelle) erforderlich. Nicht zu vergessen ist dabei, daß bis vor etwa 30 Jahren fast alle europäischen Volkswirtschaften auf Kohle als Energieträger und wichtiger Rohstoffquelle basierten. Es stehen somit auch die Basistechnologien für den Kohleeinsatz prinzipiell zur Verfügung. Allerdings müssen diese den heutigen Wirtschaftlichkeitsanforderungen und den ökologischen Randbedingungen angepaßt werden.

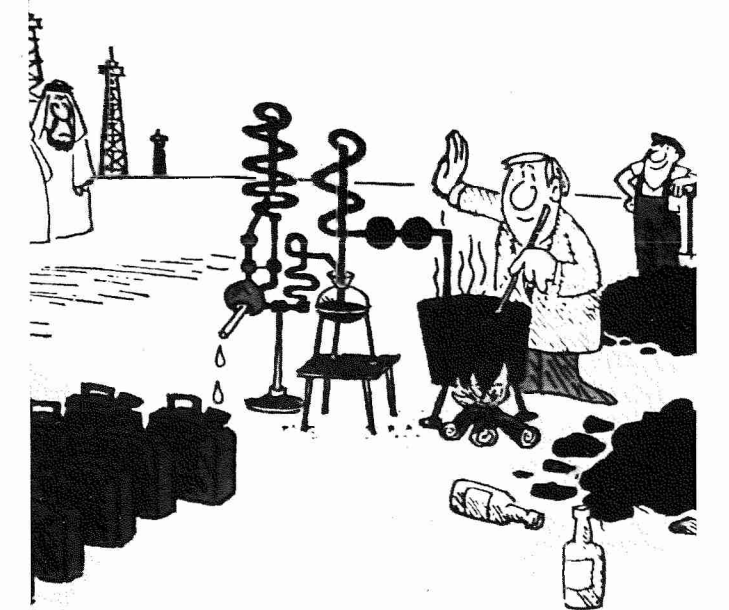
Verfahren der Kohleveredelung

Sieht man von der Kohlepyrolyse mit dem Ziel der Gewinnung des Reduktionsmittels Koks und von Teer ab, so konzentrieren sich die wesentlichen Kohleveredelungsverfahren auf die Gewinnung von flüssigen Kohlenwasserstoffen, die je nach Kettenlänge unmittelbar oder nach entsprechender Modifikation durch weitere Prozessschritte als Energierohstoffe (Heizöl), Kraftstoffe oder Kohlenstoffquellen für die chemische Industrie einsetzbar sind. Kennzeichnend für alle Kohleveredelungsverfahren ist der Einsatz von Wasserstoff zur Entfernung von Heteroatomen (S, N, O) und zur Spaltung und Hydrierung des komplexen statistischen Makromoleküls Kohle. Der verwendete Wasserstoff wird dabei wiederum aus Kohle (und Wasser) gewonnen.

Man unterscheidet zwischen direkten und indirekten Kohleverflüssigungsverfahren. Bei den direkten Verfahren wird die Kohle in einem prozeßstämmigen Öl suspendiert und bei erhöhtem Druck und erhöhter Temperatur hydriert, wobei aromatenreiche Kohlenwasserstoffgemische anfallen, die bevorzugt als klopfeste Vergaserkraftstoffe einsetzbar sind, aber auch als Aromatenquelle für die chemische Industrie verwendbar sind. Während bei der direkten Verflüssigung die ursprüngliche Struktur der Kohle (insbesondere der aromatische Charakter) teilweise erhalten bleibt, wird bei den indirekten Verfahren das „Kohlemolekül“ der ungefähren Zusammensetzung $CHO_{0,1-0,3}$ zunächst total zerstört, indem die Kohle vergast wird. Bei modernen Kohlevergasern werden dabei aus thermodynamischen Gründen die Prozeßbedingungen so gewählt, daß als alleinige Vergasungsprodukte Kohlenmonoxid (CO) und Wasserstoff (H_2) auftreten. Vorwiegend fallen CO-reiche Synthesegase an ($H_2/CO = 0,6 - 0,7$). Unter Synthesegas kann jede Mischung von CO und H_2 verstanden werden, da über das sogenannte Wassergasverschiebungsgleichgewicht



jedes gewünschte H_2/CO -Verhältnis einstellbar ist. Synthesegas stellt bereits eine Chemikalie dar, die breite Anwendungen aufweist. Die Verflüssigung des Synthesegases zu Treibstoffen bzw. Chemierohstoffen erfolgt entweder über die Methanol- oder die Fischer-Tropsch-Synthese (FTS).



Welcher der beiden prinzipiellen Verfahrensvarianten - direkt oder indirekt - vom wirtschaftlichen Standpunkt der Vorzug zu geben ist, hängt wesentlich von der Verfügbarkeit und Qualität der Kohle ab. Man kann davon ausgehen, daß beide Verfahrensrouten je nach Standort langfristig in technischen Dimensionen betrieben

Ihr Partner:

Hotel Metz - Garni
 Hundsmühler Straße 16 - 18
 2900 Oldenburg - Eversten
 Telefon (0441) 50 22 08 und 50 32 66

Ein- und Zweibett-Zimmer, auch Appartements mit Bad/WC, Du/WC, Dusche, Radio, TV, Telefon
 Parkplatz- und Garagen-Angebot
 Erdgeschoßzimmer für Gehbehinderte
 Autoservice zur Universität

Sie erreichen uns über die BAB 28, Ausfahrt Oldenburg-Eversten, bereits nach 100 m, in Richtung Bundesstraße 401 - Papenburg -

werden, was für den indirekten Weg bereits der Fall ist (Sasol in Südafrika). An Hand von Abb. 1 wird der prinzipielle Unterschied

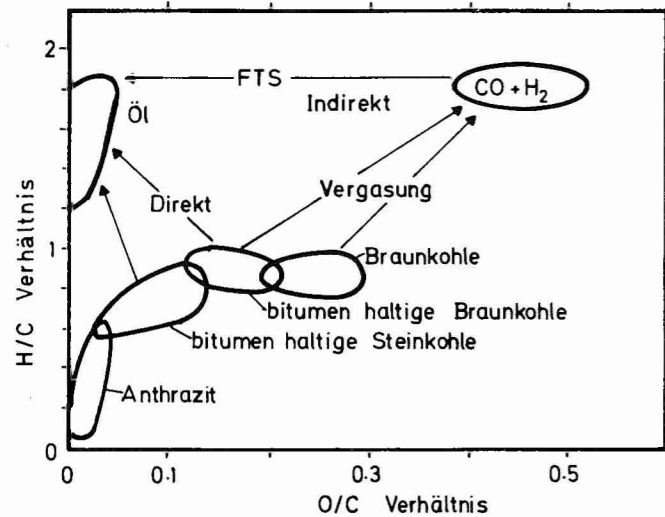
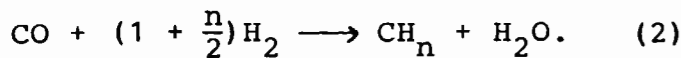


Abb. 1: Direkte und indirekte Kohleverflüssigung im H/O/C-Diagramm

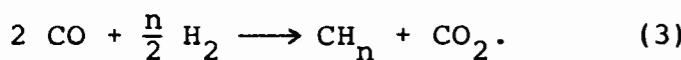
zwischen direkter und indirekter Kohleverflüssigung nochmals auf Basis der H/C- und O/C-Verhältnisse im Ausgangsstoff (Kohle) und flüssigen Produkt („Öl“) verdeutlicht.

Fischer-Tropsch-Synthese

Unter den verschiedenen Kohleveredelungsverfahren nimmt die FTS eine Schlüsselstellung ein. Man versteht darunter die katalytische Umsetzung von Synthesegas unter Bildung von Kohlenwasserstoffen (CH_n). Die Stöchiometrie der Synthese läßt sich stark vereinfacht wie folgt schreiben



Bevorzugt werden alkalipromotierte Eisenoxide als Katalysatoren eingesetzt, die eine hohe Shiftaktivität aufweisen und das in der Synthese, Gl. (2), gebildete H₂O in situ nach Gl. (1) umsetzen. Näherungsweise lautet die Gesamtstöchiometrie somit



Die simultan ablaufende Wassergasverschiebung reduziert somit das H₂/CO-Verbrauchsverhältnis von (1 + n/2) auf n/4, wobei n zwischen 2,1 und 2,2 liegt. Charakteristisch für die FTS ist ihre Wärmetönung und die breite Produktverteilung (CH_n). Ursache für die geringe Selektivität bezüglich bestimmter Kohlenwasserstofffraktionen ist, daß die Synthese durch Polykondensation von an der Katalysatoroberfläche gebildeter reaktiver C₁-Spezies erfolgt, die zu einer Schulz-Flory-Verteilung führt, deren Breite mit zunehmenden Kondensationsschritten ansteigt.

Zur technischen Durchführung der FTS wurden zahlreiche Prozesse vorgeschlagen. Sie lassen sich vorteilhaft nach der Anzahl der auftretenden Phasen und dem Bewegungszustand des Katalysators

ordnen, wie aus Abb. 2 hervorgeht. In der nach dem Ölembargo in 1973 einsetzenden Welle an FTS-Aktivitäten spielt der Suspensionsreaktor eine besondere Rolle. Hierbei wird ein preiswerter, feinvermahlener Katalysator in einem prozeßstämmigen hochsiedenden Kohlenwasserstoffgemisch suspendiert. Solche FTS-Reaktoren sind als Blasensäulen ausgelegt, in denen das Syn-

Anzahl der Phasen	Katalysator	
	fixiert	fluidisiert
2 (Gas/Kat.)	ARGE-Festbett PETC-Wand BASF, BOM-Heißgaskreislauf	HYDROCOL-Fließbett SYNTHOL-Flugstaubwolke
3 (Gas/Flüss./Kat.)	BOM-Ölzirkulationsprozeß	RHEINPREUSSEN-KOPPERS-Suspensionsreaktor

Abb. 2: Vorschläge für FTS-Prozesse

thesegas fein verteilt von unten eingeführt wird und am suspendierten Kontakt zu Kohlenwasserstoffen abreagiert, die zum größten Teil über Kopf abgeführt werden. Gegenüber anderen FTS-Prozeßvarianten weist die Syntheseführung in der Suspensions-Blasensäule eine Reihe von Vorteilen auf, wie z.B.

- einfache und vollständige Abführung der Reaktionswärme
- hohe Umsätze bei einmaligem Durchgang
- lange Katalysatorstandzeiten und hohe Katalysatorleistungen
- keine Erosionsprobleme
- Möglichkeit CO-reiche Synthesegase aus modernen Vergasern direkt umzusetzen
- geringe Methanbildung und große Anteile an Kraftstoffen in den C₃₊-Produkten

Auch vergleichende, in den USA durchgeführte Wirtschaftlichkeitsstudien bestätigen, daß die FTS im Suspensionsreaktor signifikante Kostenvorteile aufweist. Das Suspensionsverfahren wurde zwar schon um 1950 von Rheinpreussen und Koppers demonstriert die Knappheit der zur Verfügung stehenden Daten, die Größe der heute zu projektierenden Anlagen und die Erfüllung der Sicherheitsauflagen haben jedoch neue Untersuchungen zur FTS in Suspensionsphase erfordert.

Solche Untersuchungen wurden mit Unterstützung des Bundesministeriums für Forschung und Technologie und der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Fachbereich Chemie der Universität Oldenburg ausgeführt. Ziel war es dabei, ein mathematisches Prozeß- und Reaktormodell für die FTS zu erstellen, welches eine sichere Auslegung und Maßstabsvergrößerung sowie eine optimale Prozeßführung ermöglicht. Dazu waren zunächst umfangreiche experimentelle Arbeiten erforderlich.

Modellbildung für die FTS

Von der konstruktiven Seite her liegt bei der Durchführung der FTS in Suspensions-Blasensäulen ein relativ einfaches System vor, dessen Modellierung sich jedoch als außerordentlich komplex erwiesen hat. Die Ursache dafür ist, daß ein Dreiphasenfließsystem

vorliegt, wobei die Phasenanteile zusätzlich variabel sind. In Abb. 3 ist angedeutet, welche maßgeblichen Phänomene in die mathe-

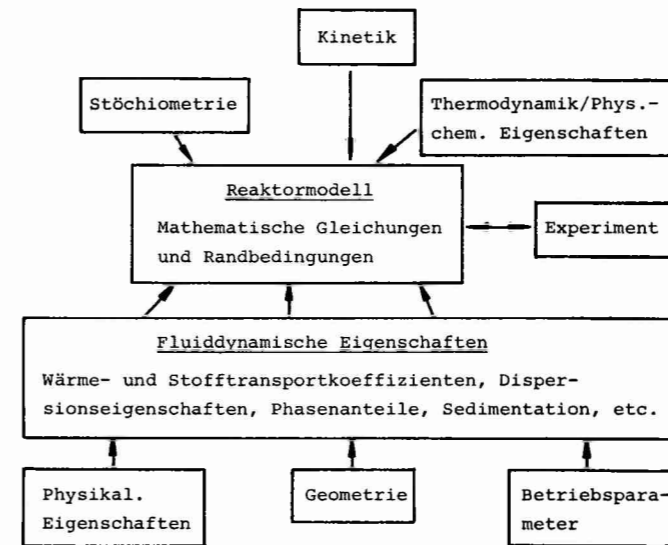
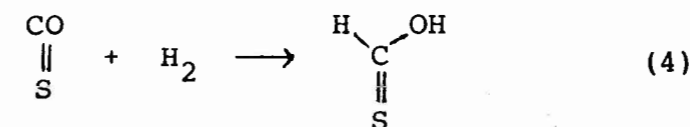


Abb. 3: Einflußgrößen bei der Aufstellung mathematischer Modelle für reaktive Mehrphasenfließsysteme

matische Modellierung chemischer Reaktoren einfließen. Neben den für ein so komplexes Reaktionssystem wie die FTS schwer zugänglichen reaktionsspezifischen Daten (Stöchiometrie, thermodynamische und kinetische Kenngrößen) sind es vor allem die typischen Ingenieursparameter und die strömungsmechanischen Kenndaten, deren Ermittlung und sichere Abschätzung unter Prozeßbedingungen (10 - 30 bar, 240 - 270°C) Schwierigkeiten bereitet. Diese prozeßspezifischen Parameter (Phasenanteile, Stoff- und Wärmeaustauschkoeffizienten, Dispersions-eigenschaften) wurden in umfangreichen Vorarbeiten experimentell ermittelt und durch geeignete Korrelationsgleichungen erfaßt.

Kinetik und Mechanismus der FTS

Von maßgeblichem Einfluß auf die Leistungsfähigkeit eines Reaktormodells und seine Sensitivität gegenüber kritischen Betriebszuständen ist der Mechanismus der FTS und der daraus resultierenden makrokinetische Ansatz. Die Reaktionsgeschwindigkeit (Kinetik) der FTS läßt sich aus stöchiometrischen Gründen über die Gesamtsynthesegasumsatzgeschwindigkeit (-r_{CO+H₂}) ausdrücken und wurde in einem isothermen gradientenfreien Laborreaktor unter Ausschluß aller Stofftransportwiderstände über einen weiten Bereich aller möglichen Betriebsvariablen vermessen. Für den technisch wichtigen Bereich kleiner H₂/CO-Eingangsverhältnisse konnten die Geschwindigkeitsdaten wie folgt mechanistisch interpretiert werden. Der geschwindigkeitsbestimmende Schritt der FTS ist die Hydrierung von chemisorbiertem CO unter Bildung einer schnell weiter reagierenden kondensationsfähigen C₁-Spezies



wobei S einen katalytisch aktiven Oberflächenplatz darstellt. Die Reaktionsgeschwindigkeit ist damit der Wasserstoffkonzentration und der Oberflächenbedeckung mit CO (θ_{CO}) proportional

$$-r_{\text{CO}+\text{H}_2} = k c_{\text{H}_2} \theta_{\text{CO}} \quad (5)$$

Für die unter Reaktionsbedingungen nicht meßbare Belegung der Oberfläche wurde die Sorptionsisotherme nach Langmuir angesetzt. Dabei zeigte sich, daß die Meßdaten sich nur dann interpretieren lassen, wenn neben der Chemisorption von CO auch die des Nebenproduktes CO₂, s. Gl. (3), in Rechnung gestellt wird, was dann zu folgendem kinetischen Gesetz führt:

$$-r_{\text{CO}+\text{H}_2} = \frac{k c_{\text{H}_2}}{1 + K \frac{c_{\text{CO}_2}}{c_{\text{CO}}}} \quad (6)$$

Abb. 4 zeigt, daß sich die Meßdaten nach Gl. (6) einwandfrei beschreiben lassen. Die Temperaturabhängigkeit der Geschwindigkeitskonstanten k läßt sich nach Arrhenius mit einer Aktivierungsenergie von 90 kJ/mol beschreiben. Die Konstante K erwies sich im untersuchten Temperaturbereich als temperaturunabhängig. Das ist überraschend, erklärt sich aber daraus, daß K das Verhältnis der Chemisorptionsgleichgewichtskonstanten von CO₂ und CO ist, deren Chemisorptionswärme an dem verwendeten Eisenkatalysator praktisch gleich sind.

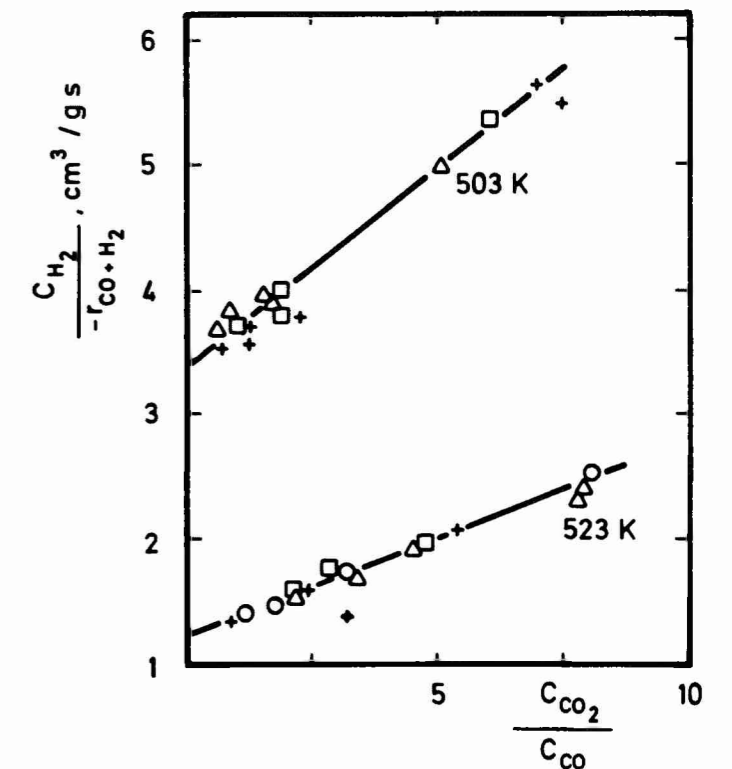


Abb. 4: Prüfung experimenteller Daten nach Gl. (6) - Inhibition durch CO₂

Simulationsrechnungen

Mit Kenntnis der Kinetik und der in Abb. 3 angegebenen Einflußgrößen können nun Modellgleichungen für die kinetischen Schlüsselkomponenten in Form der Stoff- und Wärmebilanzen formuliert werden. Da ein Reaktor mit verteilten Parametern vorliegt, ergeben sich gekoppelte, nichtlineare Differentialgleichungen, die zusätzlich Randwerten unterworfen sind. Solche Gleichungssysteme erweisen sich für viele Parameterkombinationen als steif und erfordern spezielle numerische Lösungstechniken und leistungsfähige Computer.

Ein Beispiel für eine Simulationsrechnung mit dem Reaktormodell ist in Abb. 5 wiedergegeben. Dargestellt ist die erzielbare Raum-

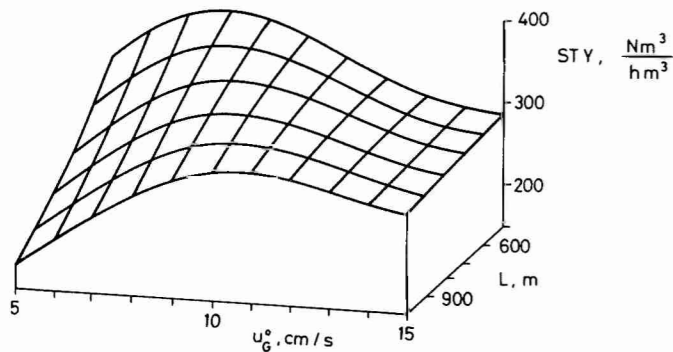


Abb. 5: Reaktorleistung (STY, in Nm^3 umgesetztes Synthesegas pro h und m^3 Reaktionsraum) in Abhängigkeit von Reaktorlänge und Gasdurchsatz

Zeit-Ausbeute in Nm^3 umgesetztes Synthesegas pro h und m^3 Reaktionsraum in Abhängigkeit von Gasgeschwindigkeit und Reaktorhöhe. Man erkennt daraus, daß die Raum-Zeit-Ausbeute in Abhängigkeit vom Gasdurchsatz ein Maximum durchläuft. Dieses liegt für einen Reaktor von 7 m Höhe bei ca. 9 cm/s, was gut mit experimentellen Ergebnissen an der Rheinpreussen-Koppers-Anlage übereinstimmt.

FTS in Suspensions-Blasensäulen

Ein nach Abb. 3 konstruiertes mathematisches Reaktormodell erfordert kritische experimentelle Überprüfung, um dessen Gültigkeit und Anwendbarkeit für eine zuverlässige Auslegung von Reaktoren technischer Abmessungen sicherzustellen. Zu diesem Zweck wurde die FTS in Blasensäulen mit Durchmessern bis zu 10 cm und Höhen bis zu 2 m gefahren. Untersuchungen dieser Art sind für den Hochschulbereich normalerweise nicht üblich, da ein Dauerbetrieb mit explosiven und toxischen Gasen erforderlich ist. Durch hohen Regelungsaufwand und strikte Beachtung der Sicherheitsauflagen konnte ein sicherer Betrieb an der Universität gewährleistet werden. Insgesamt wurden mehr als 2000 m^3 Synthesegas umgesetzt, wobei auch kritische Betriebszustände (nahe „Runaway“) realisiert wurden. Einzelne Katalysatorchargen waren bis zu 42 „days on stream“, so daß auch Aussagen über die Katalysatorstabilität erhalten werden konnten.

Die experimentellen Ergebnisse in drei unterschiedlich dimensionierten Blasensäulen-Reaktoren werden durch das oben skizzierte

Modell einwandfrei beschrieben. Überraschend an unseren Experimenten war zunächst, daß bereits bei effektiven Betriebshöhen von nur 1,5 m Synthesegasumsätze um 80 Prozent realisierbar waren, während gleichzeitig laufende Untersuchungen bei der Mobil R & D Corporation in einem 7 m hohen Reaktor nur unwesentlich höhere Umsätze ergaben. Die Ursache dafür liegt in der Kinetik der FTS begründet, insbesondere in der von uns experimentell einwandfrei und quantitativ nachgewiesenen CO_2 -Chemisorption, s. Gl. (6), die eine Inhibierung der Reaktionsgeschwindigkeit bedingt. In Tabelle 1 sind experimentelle Ergebnisse für den H_2 - und CO -Umsatz aus der Mobil-Versuchsanlage Berechnungen mit unserem Reaktormodell gegenüber gestellt. Die Übereinstimmung kann als hervorragend bezeichnet werden, insbesondere wenn man bedenkt, daß das Ergebnis mit unserem Parametersatz ohne jedwede zusätzliche Anpassung bestimmter Parameter erhalten wurde.

Tabelle 1: Vergleich experimenteller Ergebnisse aus der Mobil-Versuchsanlage mit Modellberechnungen

Lauf CT-256	2	2	3	3	3
Days on stream	2,9	6,9	15,8	25,0	35,5
H_2-Umsatz					
Experiment	0,758	0,773	0,726	0,784	0,791
Modell	0,763	0,774	0,757	0,795	0,786
CO-Umsatz					
Experiment	0,873	0,892	0,844	0,903	0,920
Modell	0,879	0,892	0,831	0,930	0,916

Schlußfolgerungen

Wie am Beispiel der FTS in Suspensionsphase gezeigt, stellt die Entwicklung mathematischer Modelle für chemische Reaktoren auf der Basis einer engen Kopplung und Wechselwirkung zwischen Modellvoraussetzungen und gezielt angelegten Experimenten einen Weg dar, um Chemiereaktoren sicher auszulegen und ihre Leistung zu berechnen. Es ist abzusehen, daß diese Vorgehensweise die in der industriellen Praxis immer noch vorherrschende Anwendung empirischer Regeln zur Maßstabsvergrößerung verdrängen wird. Zukünftig ist „know why“ gefragt nicht nur „know how“.

Aufgrund des Auftretens einer bisher nicht beachteten Produktinhibierung (CO_2 -Hemmung) bei der FTS ergibt sich eine neue Prozessvariante. Es bringt nichts, übermäßig hohe Anlagen zu erstellen. Vorteilhaft sind Reaktorhöhen von 3 bis 8 m. Die Anlagen sind mehrstufig mit Zwischenabsorption des Inhibitors CO_2 zu betreiben. Wegen der so erzielbaren höheren Raum-Zeit-Ausbeuten und Umsätze ergibt sich eine deutliche Kostenabsenkung für die FTS.

Bei der zur Zeit zu beobachtenden Ölschwemme hat die indirekte Kohleverflüssigung in Form der FTS natürlich keine wirtschaftliche Chance. Angesichts begrenzter Ölreserven ist ein erneuter Preisanstieg für Mineralöl allerdings sicher. Das ist die Stunde der Kohle. Es ist wichtig, dann Technologien parat zu haben, die technisch sofort umsetzbar sind.

Betriebswirtschaft

EDV-gestützte Unternehmensführung in Klein- und Mittelbetrieben

Von Marion Danlekat/Laurenz Lachnit

Die Bedeutung des Mittelstandes in der Bundesrepublik Deutschland

Im Rahmen eines von der DFG geförderten Forschungsprojektes zum Thema „EDV-gestützte Führungsinformationssysteme in Klein- und Mittelbetrieben“ werden an der Professur für Betriebswirtschaftslehre/Rechnungswesen des Fachbereiches 4 „Wirtschafts- und Rechtswissenschaften“ Möglichkeiten und Grenzen der EDV-gestützten Unternehmensführung in mittelständischen Betrieben untersucht.

Lange Zeit konzentrierten sich die betriebswirtschaftliche Forschung und Lehre in bezug auf die Optimierung der Unternehmensführung auf die Belange der Großbetriebe; eine Tatsache, die angesichts der Bedeutung des Mittelstandes für die bundesdeutsche Wirtschaft unverständlich ist.

In der Bundesrepublik Deutschland sind derzeit ca. 98 Prozent der insgesamt 1,9 Mio Unternehmen von kleiner oder mittlerer Größe. Als Kleinbetriebe können im verarbeitenden Gewerbe Betriebe mit einem Umsatz bis zu 5 Mio DM bei einer Mitarbeiterzahl bis 50 Personen gelten, als Mittelbetriebe etwa solche bis zu 500 Mitarbeitern und erzielten Umsätzen bis zu ca. 50 Mio DM.

In mittelständischen Betrieben werden derzeit in der Bundesrepublik Deutschland etwa zwei Drittel aller Arbeitnehmer außerhalb des öffentlichen Dienstes, d.h. rund 13 Mio Menschen, beschäftigt. Nahezu die Hälfte des Gesamtumsatzes der bundesdeutschen Wirtschaft stammt aus diesen Betrieben, und mit rund 900.000 Stellen wird auch der überwiegende Teil der Ausbildungsplätze von Klein- und Mittelbetrieben gestellt.

Durch die breite räumliche Streuung mittelständischer Unternehmen wird die Versorgung der Bevölkerung in allen, auch peripheren, Regionen sichergestellt, und überdies werden Arbeitsplätze in strukturschwachen und abgelegenen Gemeinden geschaffen. Aktive Klein- und Mittelbetriebe akzeptieren Marktveränderungen und neue Technologien häufig schneller als Großunternehmen, was sich in der raschen Nutzung von Marktnischen auswirken kann. Hohe Flexibilität und geringere Bürokratisierung begünstigen überdies das in diesen Unternehmen vorhandene Innovationspotential, so daß beträchtliche gesamtwirtschaftliche Zukunftschancen in mittelständischen Betrieben liegen können.

Unternehmensführung in Klein- und Mittelbetrieben

Die Unternehmensführung eines mittelständischen Betriebes muß die Vorteile der geringeren Betriebsgröße im Wettbewerb gegenüber den Großunternehmen konsequent nutzen, um Existenz und Erfolg des Betriebes zu sichern und ihn an die Entwicklungen von

Markt, Technik und Umwelt anzupassen. Ein wesentliches Problem dieser Anpassung liegt in der Gewinnung und Verarbeitung von Informationen, die Änderungen, Entwicklungen und Anpassungsnotwendigkeiten signalisieren.

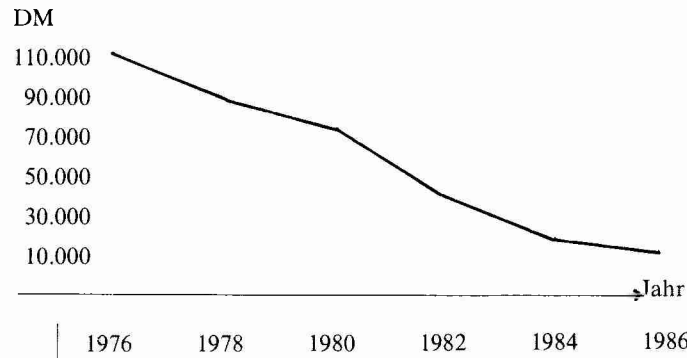
Viele mittelständische Unternehmen besitzen aufgrund handels- und steuerrechtlicher Dokumentations- und Erfassungspflichten oftmals bereits recht umfangreiche, meist aber für Zwecke der Unternehmensführung in der vorliegenden Form nur wenig geeignete Informations-Teilsysteme. Diese im Unternehmen vorhandenen Daten, die zum Teil bereits mit EDV-Unterstützung ermittelt werden, wie z.B. Informationen aus der Finanzbuchhaltung, Lohn- und Gehaltsabrechnung, Materialwirtschaft oder Lagerverwaltung, bilden bei zweckentsprechender Auswertung einen Teil der Datenbasis für Führungsinformationssysteme. In das betriebliche Informationssystem müssen weiterhin externe Daten einbezogen werden, wie z.B. Marktanalysen, Angaben der statistischen Ämter, Informationen aus der Fachliteratur usw. Die Erhebung dieser Daten erfolgt in fast allen kleinen und mittleren Unternehmen ohne EDV-Unterstützung und führt bei wachsendem Umfang schnell zu einer völligen Isolierung der Einzelrechnungen und Berichte. Für mittelständische Betriebe bedeutet das ein erhebliches Defizit in der Unternehmensführung gegenüber den Großunternehmen, die größtenteils bereits über leistungsfähige Führungsinformationssysteme verfügen. Aufbauend auf die bereits vorhandenen Informations-Teilsysteme müssen daher in mittelständischen Betrieben folgende Möglichkeiten geschaffen werden:

- systematische Auswertung und Aggregation der Daten als sogenannte „Chefzahlen“,
- besserer Überblick und Kontrollmöglichkeiten quantitativer Sachverhalte,
- Erweiterung der vergangenheitsorientierten Tätigkeiten der Unternehmensführung um zukunftsgerichtete Aufgaben (Planung),
- systematische Unterstützung der Unternehmensführung bei Planungs-, Steuerungs- und Kontrollfragen,
- Schaffung von Möglichkeiten für Soll/Ist-Vergleiche und Abweichungsanalysen sowie
- Simulationmöglichkeiten.

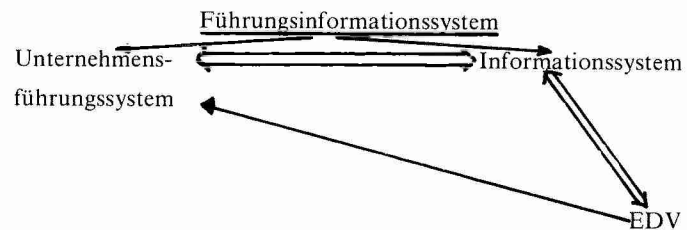
Die Unterstützung der Unternehmensführung durch EDV

Die Hardwarebereitstellung stellt auch für mittelständische Betriebe heute kein zentrales Problem bei der Einführung von EDV als Führungs-Instrument mehr dar. Die Entwicklung leistungsfähiger und dennoch preisgünstiger Kleincomputer ermöglicht es auch Unternehmen mit geringem finanziellen Spielraum, die Möglichkeiten der DV-Technik zu nutzen. Als Beispiel hierfür sei die Hardware-Preisentwicklung eines Büro-, bzw. Personal-Computers mit 256 KB Hauptspeicher, einem Bildschirm, einem Drucker

und einer Festplatte mit 20 MB in den letzten acht Jahren angeführt:



Der Einsatz eines leistungsfähigen Führungsinformationssystems in Klein- und Mittelbetrieben ist nur mit technischer Unterstützung durch EDV sinnvoll, wobei sicher nicht das ganze System automatisiert werden kann:



Einsatzmöglichkeiten und Anschaffungskosten für EDV-Anlagen in mittelständischen Betrieben

Bei Kleinbetrieben kann in der Regel noch davon ausgegangen werden, daß sich die führungsrelevanten Massendaten in erster Linie im Bereich der kaufmännischen Verwaltung mit den Abteilungen Absatz, Finanzen und Beschaffung konzentrieren und hier zentral be- und verarbeitet werden können. In den meisten Kleinbetrieben ist zudem die kaufmännische Verwaltung gleichzeitig der Sitz der Unternehmensführung. Durch diese zentral durchführbare Massendatenerfassung und -aufbereitung für ein Führungsinformationssystem sowie für die ebenfalls zentrale Anwendung des Systems wird in der Regel bei Betrieben dieser Größenordnung für den automatisierbaren Teil des Informationssystems eine als Einplatzsystem ausgelegte EDV-Anlage genügen. Geräte dieser Art sind heute einschließlich Peripherie, wie Ein- und Ausgabegeräte, für ca. 10.000 Mark erhältlich.

Bei Mittelbetrieben ist aufgrund der meist „dezentralen“ Massendatenerfassung und durch das größere zu bearbeitende Datenvolumen, der automatisierbare Teil des Informationssystems komplexer zu gestalten. Hier genügt nicht nur ein EDV-Arbeitsplatz, sondern die Ausweitungsmöglichkeiten des Systems mit mehreren EDV-Arbeitsplätzen müssen sich an die Anforderungen des Unternehmens hinsichtlich des Führungsinformationssystems anpassen lassen.

Außerdem muß die Gesamtleistungsfähigkeit der Anlage, gemessen an Kapazität und Geschwindigkeit, den Einsatz eines Führungsinformationssystems ermöglichen. EDV-Systeme, die diesen Anforderungen genügen, bewegen sich im Preis von etwa 20.000 Mark für ein ausbaufähiges Einplatzsystem bis zu etwa 60.000 Mark für eine leistungsfähige Anlage mit vier bis sechs Arbeitsplätzen.

Der Einsatz leistungsfähiger Hardware kann demnach heute in mittelständischen Betrieben generell als möglich bezeichnet werden. Die Softwarebereitstellung hingegen ist noch in verschiedener Hinsicht problematisch. Zum einen müssen für die Betriebe Entscheidungshilfen erarbeitet werden, die Bedarf und Einsetzbarkeit der angebotenen Programme betriebsindividuell zu überprüfen erlauben. Zum anderen muß das Angebot auf dem Softwaremarkt hinsichtlich Inhalt, Struktur, Preis und übrigen Konditionen vergleichbar gemacht werden.

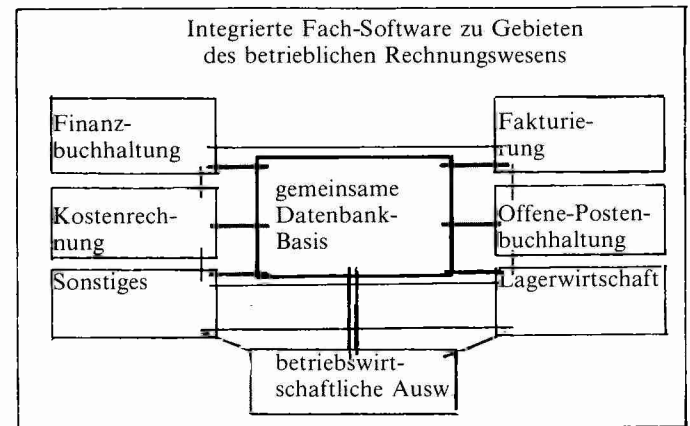
Das derzeit auf dem Markt befindliche, kaum noch zu übersehende Angebot an Programmen für die unterschiedlichsten betrieblichen Aufgaben macht es dem potentiellen Käufer schwer, die für ihn geeignete Lösung zu finden. Nahezu alle Hersteller bieten umfangreiche Grundlagensoftware für das Rechnungswesen an, wie z.B. Finanzbuchhaltung, Lohn- und Gehaltsabrechnung, Fakturierung, Lagerverwaltung oder Kostenrechnung. Meist stellen diese Programme jedoch Insellösungen dar, zwischen denen keine Datenübergabe möglich ist. Die Datenkompatibilität der einzelnen Softwarelösungen, d.h. die Fähigkeit der Programme, Daten untereinander auszutauschen, um so Mehrfacheingaben überflüssig zu machen, ist daher ein wichtiges Kriterium bei der Auswahl geeigneter Programme. Diese Forderung wird allerdings heute noch von den wenigsten Anbietern zufriedenstellend erfüllt. Eine kürzlich von einer Fachzeitschrift veröffentlichte Marktanalyse zeigt, daß gegenwärtig in der Bundesrepublik nur wenig an Rechnungswesen-Grundlagensoftware erhältlich ist, die auf PC eingesetzt werden kann und den Datenaustausch zwischen den



Produktion im Mittelstandsbetrieb

Foto: Danlekat

relevanten Rechnungswesen-Basisgebieten durch Schnittstellen bzw. Datenbanken gewährleistet.



EDV-Unterstützung der Unternehmensführung in mittelständischen Betrieben

Aufbauend auf die Rechnungswesen-Grundlagensoftware werden von Softwareherstellern für Geräte der mittleren Datentechnik Auswertungsroutinen zur Unterstützung der Unternehmensführung angeboten. Hier werden über die betriebswirtschaftliche Auswertung hinaus Möglichkeiten zu systematischer Kennzahlenberechnung, Simulationen sowie Planung für unterschiedliche betriebliche Bereiche wie etwa Erfolg, Finanzen oder Bilanzstrukturen, geboten. Diese Programme sind allerdings nicht für Klein- und Mittelbetriebe geeignet, da sie entweder zu teuer sind oder Hardwarekapazitäten voraussetzen, über die mittelständische Betriebe meist nicht verfügen. Da derartige Software für den Einsatz auf Personalcomputern bis heute noch nicht am Markt angeboten wird, ist es lediglich den großen Mittelbetrieben mit entsprechender DV-Ausstattung möglich, EDV-gestützte Führungsinformationssysteme einzusetzen.

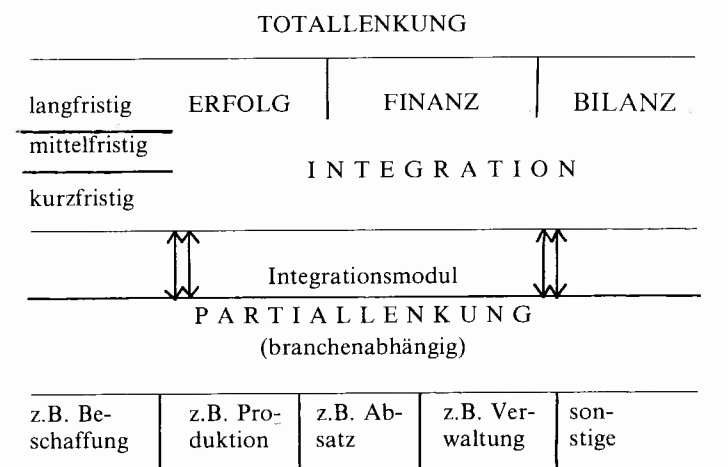
Eine Möglichkeit, die Unternehmensführung auch in kleineren Betrieben sinnvoll durch den Einsatz von EDV zu unterstützen und zu verbessern, bietet sich heute durch sogenannte Tabellenkalkulationsprogramme, wie z.B. LOTUS, OPEN ACCESS, SYMPHONIE o.ä. Diese Programme, die inzwischen für nahezu jedes Computersystem erhältlich sind, finden derzeit eine immer größere Verbreitung. Sie basieren auf folgender funktionaler Grundidee: Eine zweidimensionale Matrix ist das Operationsfeld. Die Matrixfelder (sog. Zellen) können Texte, Zahlen oder Formeln aufnehmen. Die Effektivität der Programme entsteht hauptsächlich durch die Möglichkeit, die Zellen in einfacher Weise durch Formeln zu verbinden. Es erfolgt eine automatische Neukalkulation der gesamten Tabelle, sobald ein neuer Wert eingegeben wird. Durch die Möglichkeit der Bezugnahme auf andere Tabellen lassen sich hierarchische Strukturen aufbauen, die für betriebswirtschaftliche Auswertungen verschiedenster Arten geeignet sind.

Aufbau eines Führungsinformationssystems mit Hilfe von Kalkulationsprogrammen

Ein Führungsinformationssystem muß gesamtunternehmensbe-

zogen ausgelegt sein und zweckmäßigerweise aus mehreren Modulen bestehen. Ausgangspunkt ist ein Globalmodul zur gesamtbetrieblichen Lenkung, welches um bereichsbezogene Lenkungssysteme erweitert wird.

Das Globalmodul eines Führungsinformationssystems muß auf die zentrale Aufgabe der Unternehmensleitung, nämlich Erfolgs- und Finanzlenkung, ausgerichtet sein. Aus diesem Grunde sind zwei Teilmodule zur Erfolgslenkung bzw. Finanzlenkung vorzusehen. Zum Zweck der Integration von Erfolgs- und Finanzlenkung sowie zur Lenkung der Vermögens- und Kapitalbestände bedarf es des weiteren eines Moduls zur Bilanzlenkung. Beim Aufbau der einzelnen Teilmodule wird derart vorgegangen, daß jeweils in sich geschlossene Bereiche entstehen, wobei jedoch die vielfältigen Interdependenzen zwischen Erfolgs-, Finanz- und Bilanzlenkung Berücksichtigung finden und sich in den Modellen niederschlagen müssen. Neben dieser inhaltlichen Differenzierung des gesamtbetrieblichen Lenkungssystems ist eine solche auch hinsichtlich der zeitlichen Dimension vorzunehmen. So setzt die langfristige Unternehmensausrichtung Parameter für den kurzfristigen Handlungsspielraum der Unternehmensleitung, und umgekehrt gehen vom operativen Bereich Auswirkungen auf das langfristig Machbare aus, d.h. die Ausgestaltung der zeitlichen Dimension des Führungsinformationssystems muß diese Rückkopplung beinhalten.



Mit Hilfe eines Tabellenkalkulationsprogramms können Zusammenhänge und Interdependenzen der einzelnen Bereiche der Totallenkung, also (Plan-) Daten aus Erfolgs-, Finanz- und Bilanzlenkung, dargestellt und kurz- wie auch langfristige Auswirkungen aufgezeigt werden. Die Leistungsfähigkeit der Kalkulationsprogramme erlaubt es, unternehmensindividuelle Teilstücke zur Partiallenkungen anzukoppeln, also beispielsweise aus den Bereichen der Beschaffung, der Produktion oder des Absatzes Lenkungssysteme aufzubauen und zu integrieren.

Es können so z.B. die Auswirkungen unterschiedlicher Umsatzerwartungen auf Erfolgslage, Liquidität und Bilanzstruktur simuliert und die Bedeutung für die einzelnen Partialpläne untersucht werden.

Die Betriebswirtschaftslehre hat hier die Chance, den mittelständischen Betrieben Unternehmensführungssysteme in die Hand zu geben, mit denen diese Unternehmensgrößen im Wettbewerb gegenüber Großunternehmen eine wirkungsvollere Planung, Steuerung und Kontrolle des Betriebsgeschehens verwirklichen können.

Die Wirtschaft des Landes Oldenburg in vorindustrieller Zeit

Ein regionalgeschichtliches Kartenwerk

Von Ernst Hinrichs/Rosemarie Krämer/Christoph Reinders



Produktion in vorindustrieller Zeit: Holzschuhmacherwerkstatt im 18. Jahrhundert.

Wie sahen die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes Oldenburg vor der Epoche der Industrialisierung aus? War die Landwirtschaft der alles beherrschende Sektor oder gab es schon damals Zentren und Räume „industriöser“ Produktion?

Seit einiger Zeit läuft an der Universität Oldenburg ein regionalgeschichtliches Forschungsprojekt zum Thema „Wirtschaftsstrukturen und Wirtschaftsräume Oldenburgs in vor- und frühindustrieller Zeit“. Seine Zielsetzung ist die Erarbeitung eines wirtschaftsgeschichtlichen Kartenwerks für die Zeit von 1700 bis 1850, das neben Landwirtschaft, Handwerk, Heimgewerbe und „Fabriken“ auch solche Themen mit einbezieht, die bevölkerungs- und sozialgeschichtliche Prozesse sowie kulturlandschaftsgenetische Aspekte behandeln. Demgemäß ist das Projekt interdisziplinär angelegt, d.h. Methoden der Geschichtswissenschaft und der Historischen Geographie werden gleichermaßen berücksichtigt.

Fragen und Methoden

Während die bevölkerungs- und wirtschaftsgeschichtlichen Ver-

hältnisse Oldenburgs für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die zahlreichen Arbeiten Paul Kollmanns und die „Statistischen Nachrichten“ gut dokumentiert sind, lag der vor- und frühindustrielle Zeitraum bislang weitgehend im dunkeln. Gerade diese Periode aber ist es, die in den vergangenen Jahren zunehmend zum Gegenstand wirtschaftshistorischer Untersuchungen wurde. Damit ging eine Verlagerung des Forschungsinteresses von den klassischen Industriezentren zu den agrarisch geprägten Regionen einher, blieben diese doch in ihrer landwirtschaftlichen, gewerblichen und sozialen Struktur und Entwicklung vom Vorgang der Industrialisierung nicht unberührt. Besondere Aufmerksamkeit wird in jüngster Zeit der Herausbildung heimgewerblich verdichteter Räume während des 18. Jahrhunderts geschenkt, da von ihnen vielfach Impulse für spätere Industrialisierungsansätze ausgingen. Die Kenntnis von Art und Organisation hausindustrieller Produktion, von deren quantitativem Vorkommen und die Frage, inwieweit sich überregionale Konjunktoren und Krisen auf die heimgewerbliche Bevölkerung auswirkten, vermögen darüber hinaus einen Beitrag zu der gegenwärtigen Forschungsdiskussion um die Proto-

industrialisierung („Industrialisierung vor der Industrialisierung“) zu leisten.

Grundlegende Bedeutung kommt der Bevölkerungsentwicklung in ihrer regionalen Ausprägung zu. Mit der unterschiedlich starken Zunahme der sozialen Schichten auf dem Lande setzte z.B. ein Vorgang ein, der das Sozialgefüge der ländlichen Gesellschaft seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stark veränderte und zu deutlichen Kräfteverschiebungen führte.

Regionale Mobilität, die sich in temporären Ab- bzw. Zuwanderungen (z.B. Hollandgang) äußerte und im 19. Jahrhundert mit der Auswanderung nach Amerika in einigen Regionen Oldenburgs zu einem drastischen Bevölkerungsrückgang führte, war auch eine Reaktion auf Bevölkerungsdruck bei ausbleibender Erweiterung der Erwerbsmöglichkeiten in der Region.

Die Entwicklung bäuerlicher Besitzgrößen gibt Hinweise darauf, ob die Landwirtschaft der Subsistenzsicherung einer Region verhaftet blieb oder ob sie vom Kapitalisierungsprozeß erfaßt wurde. Viehhaltung und Anbauverhältnisse geben in ihrer Entwicklung Aufschluß über das Produktionsziel und eventuelle Intensivierungsvorgänge. Besondere Aufmerksamkeit ist dabei dem Sonderkulturanbau als einem kommerziellen Zweig der Landwirtschaft zu schenken, steht er doch in enger Wechselbeziehung zu gewerblichen Erwerbsmöglichkeiten.

Im gewerblichen Sektor selbst unterstreicht eine Analyse des Handwerks den Stellenwert dieses Produktionsbereiches für die Landwirtschaft, läßt Professionalisierungstendenzen in handwerklichen Berufen erkennen, wobei immer auch das Verhältnis von Stadt und Land berücksichtigt werden muß.

Dem Heimgewerbe (z.B. Korkschneiderei, Schreibfedernherstellung, Mattenflechten, Weben) sowie den im Sprachgebrauch um 1800 als „Fabriken“ oder „Industrieanlagen“ bezeichneten Gewerben wie Branntweinbrennereien, Mühlen, Ziegeleien, Amidam- und Pottaschefabriken kommt in ihrer flächenhaften Verbreitung Bedeutung zu, da sie signifikante Hinweise auf mögliche frühe Industrialisierungsansätze enthalten. Eine Betrachtung der ökonomischen Verhältnisse bezieht auch die regionale Entwicklung von Preisen und Löhnen mit ein, die vor dem Hintergrund überregionaler Konjunktoren und Krisen zu interpretieren sind. Schließlich wurde der Frage nachgegangen, wie das Verhalten des Menschen den Raum prägte, zu welchen Veränderungen es im Kulturlandschafts- und Siedlungsbild führte. Einen Markstein stellen hier die zahlreichen Ödland- und Moorkultivierungen im Gefolge der Gemeinheitsteilungen während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dar, mit denen eine Intensivierung der Flächennutzung einherging.

Als Untersuchungsgebiet wurde das ehemalige Herzogtum Oldenburg ohne die Exklaven Lübeck und Birkenfeld gewählt, mithin eine Fläche von etwa 5400 qkm, die einen vielfältigen naturräumlichen Wechsel von Marsch, Moor und Geest in sich vereint. Um 1800 waren hier - von Wangerooge im Norden bis Damme im Süden - 110 Kirchspiele (Gemeinden) vorhanden.

Die Quellenbasis stellen in erster Linie bislang unveröffentlichte Archivalien des Niedersächsischen Staatsarchivs Oldenburg dar. Dabei kamen quantitativ auswertbare Erhebungen wie Steuerlisten, Seelenregister, Volkszählungen, Handwerkerstatistiken, Viehschätzungen, Preistabellen u.a.m. dem Wunsch nach flächendeckend vergleichbaren Daten am nächsten. Die Daten wurden so aufbereitet, daß sie bei einer komparativen Betrachtung kleinräu-

mige Strukturen und Prozesse erkennen lassen, wobei sich das Kirchspiel als Untersuchungseinheit anbot.

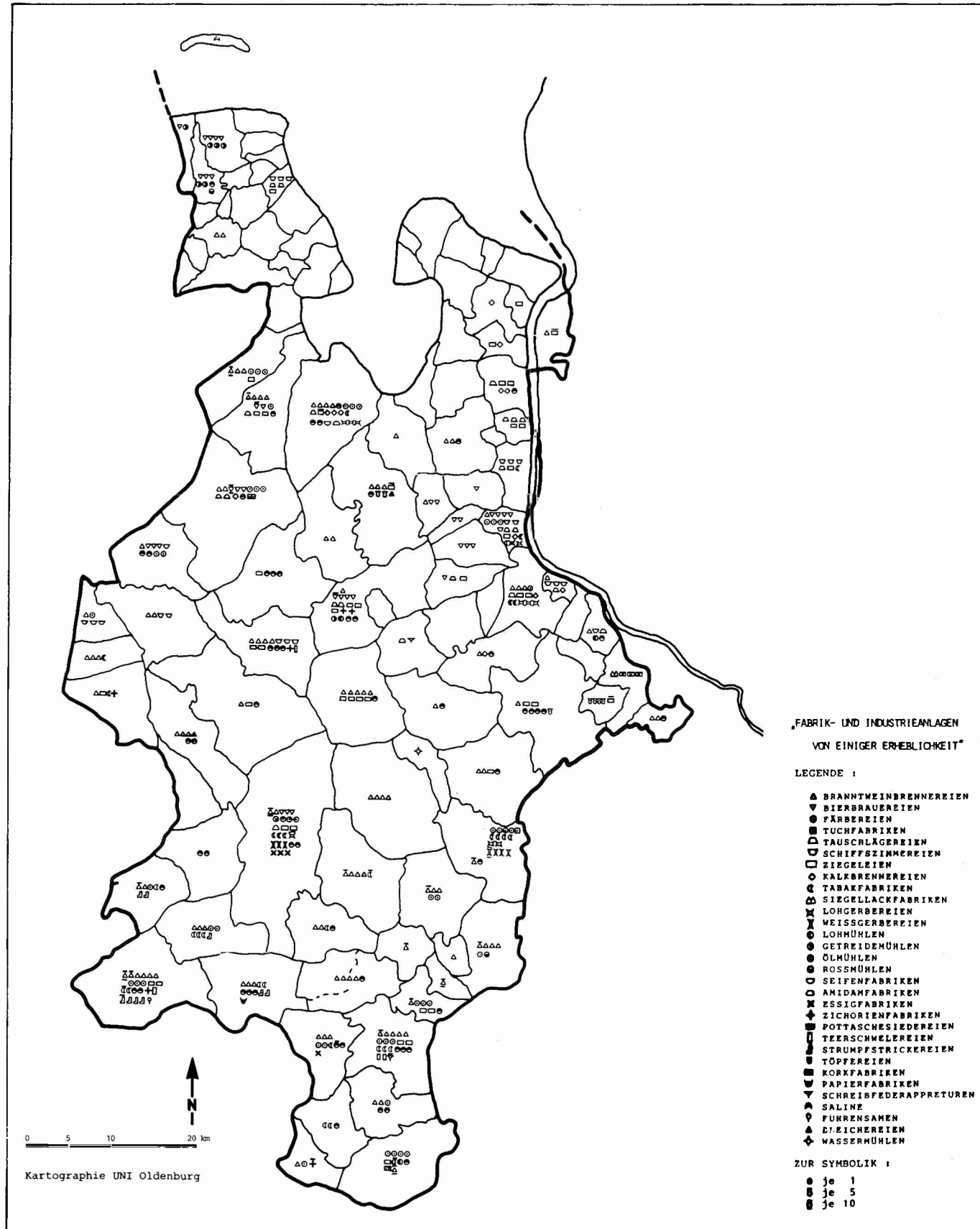
Mit Hilfe von dokumentierenden Tabellen, Diagrammen, Graphiken und insbesondere einer Vielzahl von thematischen Karten werden Belege zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Landes Oldenburg zur Verfügung gestellt, die eine Fülle von Interpretationshilfen in sich bergen und gleichzeitig als Ausgangspunkt für weitere wirtschaftsgeschichtliche Arbeiten dienen können. Das entstehende Kartenwerk hebt sich in seiner Anlage von ähnlichen Arbeiten dadurch ab, daß es nicht auf einen einzigen Querschnitt gerichtet ist, sondern versucht, einen längeren Zeitraum durch mehrere Querschnitte zu erschließen. So werden Vergleiche im Raum über die Zeit möglich. Auf diese Weise lassen sich innerhalb eines politischen Territoriums Vorgänge der Regionsbildung nachzeichnen und können Wirtschaftsräume voneinander abgegrenzt werden.

Beispiele für regionale Entwicklungsprofile

In der fruchtbaren Küstenmarsch Butjadingens stand die Bevölkerungsentwicklung vom ausgehenden 17. bis zum beginnenden 19. Jahrhundert in auffälligem Gegensatz zum gesamteuropäischen Trend. Hatte die Bevölkerung bis 1650 noch deutlich zugenommen, so nahm sie danach kontinuierlich ab. Ursache war eine permanente Übersterblichkeit, Resultat zahlreicher Seuchen und sich zu Epidemien ausweitender endemischer Krankheiten, auf welche die Butjadinger Bevölkerung auf ganz untypische Weise reagierte. Sie drosselte durch bewußte Geburtenplanung die Häufigkeit der Empfängnisse zusätzlich.

Butjadingen hatte eine marktorientierte kommerzielle Landwirtschaft. Schon im hohen Mittelalter wurde der Boden privatisiert und intensiv genutzt. Die Butjadinger Bauern betrieben eine einseitig auf Rinderhaltung ausgerichtete exportorientierte Viehwirtschaft. Diese erwies sich als äußerst krisenanfällig, als im 18. Jahrhundert im gesamten Küstengebiet Viehseuchen um sich griffen. So waren 1746 Viehverluste von 80 bis 100 Prozent zu registrieren, wodurch zahlreiche Höfe jegliches Betriebskapital verloren. Hinzu kamen die Belastungen durch die Auswirkungen wiederholter, zum Teil verheerender Sturmfluten. Durch die hohen Getreidepreise während des 18. Jahrhunderts ermutigt, stellten viele Butjadinger ihre Betriebe auf Getreideanbau um, ein Versuch, der - im großen und ganzen - gescheitert ist. So gesellte sich zu der demographischen Krise eine ökonomische, die sich in einer Flut von Konkursen widerspiegelte. Diese hatte Folgen für die landwirtschaftlichen Besitzgrößen: großbäuerliche Betriebe nahmen auf Kosten mittel- und kleinbäuerlicher Stellen stark zu, eine Besitzkonzentration, die polarisierend wirkte, indem sie einer kapitalkräftigen marktorientierten Schicht von „Unternehmer-Landwirten“ eine breite, landarme Schicht gegenüberstellte. Die Landarmen und Besitzlosen waren es, die sich auf den arbeitsintensiven Höfen als Landarbeiter im Tagelohn und als Gesinde verdienen mußten.

Das zur nordoldenburgischen Geest zählende Ammerland war noch um 1800 durch einen relativ hohen Anteil von nahezu 50 Prozent unkultivierter Moor- und Heideländereien mit geringer Bodengüte gekennzeichnet. Dennoch sind bereits im frühen 18. Jahrhundert deutliche Tendenzen zur Kommerzialisierung der Landwirtschaft und gewerblichen Spezialisierung auszumachen. Ein intensiver Anbau von Sonderkulturen - „Handels- und Manu-



faktorpflanzen“ - bot günstige Voraussetzungen für gewerbliche Sonderentwicklungen. Der Anbau von Zichorien ließ eine Fabrik für Kaffeersatz entstehen. Ein bereits für das 17. Jahrhundert belegter Hopfenanbau war die Voraussetzung für einen blühenden Handel auch mit dem „Ausland“ und lieferte den Grundstoff für zahlreiche Ammerländer Bierbrauereien. Schließlich bot der Flachs anbau das Rohmaterial für eine heimgewerblich organisierte Garnspinnerei, die um 1800 etwa 50 Prozent der Ammerländer Bevölkerung Möglichkeiten des Nebenerwerbs bot. Allen diesen Sonderkulturen ist ein hoher Grad an Arbeitsintensität von der Aussaat über das mehrfache Jäten und Eggen bis hin zur Ernte gemeinsam. Standortgünstige Buchen-Eichen-Wälder ließen die Verbreitung des Holzverarbeitenden Handwerks zu. Tischler und Drechsler spezialisierten sich früh auf die Herstellung von Truhen und Schränken, „Höltjer“ fertigten in winterlicher Nebenbeschäftigung diverse grobe Holzgegenstände und verkauften sie auf den örtlichen Märkten. Zahlreiche Wagenmacher und Zimmerleute gründeten hier ihre Existenz, und in Edewecht wurde selbst eine Schiffszimmerei betrieben.

Ein verbreitetes Ziegeleigewerbe erhielt vor allem mit der Ausweitung des Oldenburgischen Chausseebaues nach 1830 einen ungeahnten Aufschwung. Die Rohstoffe für diesen Gewerbebereich standen vor Ort an: der Lauenburger Ton und Torf für den Ziegelbrand, der als ländliches Nebengewerbe in den ausgedehnten Hochmoorflächen gestochen wurde.

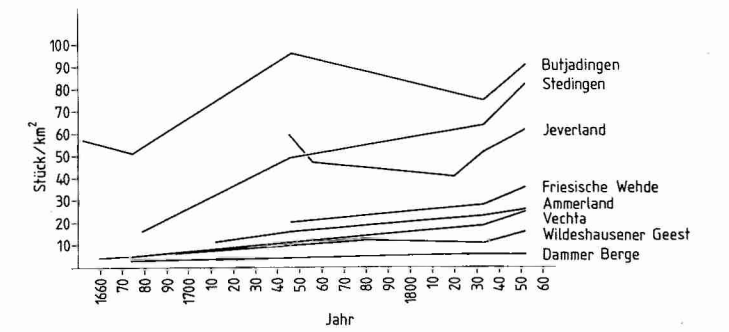
Die Bevölkerungsentwicklung des Ammerlandes zeichnete sich durch ein nahezu ungebremstes Wachstum aus. So nahm die Einwohnerzahl in einigen Kirchspielen um das Vier- bis Fünffache zu. Im schroffen Gegensatz zu Butjadingen spiegeln sie in demographischer Hinsicht nahezu „paradiesische Lebensverhältnisse“ wieder. Dem entsprach die soziale Dynamik. Während die Zahl der landwirtschaftlichen Vollerwerbsbetriebe zwischen 1700 und 1850 nahezu konstant blieb, kam es vor allem nach 1750 zu einem raschen Anwachsen der Nachsiedlerschichten, der Köter und Brinksitzer. Sie gründeten auf den weitläufigen Gemeinheitsflächen Hausstellen mit geringem oder keinem Landbesitz und waren auf die Ausübung eines Gewerbes angewiesen. Verdienstmöglichkeiten gab es im Ammerland offenbar genügend. Häufig kam es zu einer Einkünfte Mischung aus handwerklicher, heimgewerblicher und landwirtschaftlicher Tätigkeit. Das Ammerland konnte seine zunehmende Bevölkerung im wesentlichen in der Region halten. Saisonale Wanderungen oder die überseeische Auswanderung hatten - von Einzelfällen abgesehen - hier nie existenzrettende Funktion.

Dies war ganz anders auf der Cloppenburg-Wildeshauser Geest, die bis 1803 zum ehemaligen Niederstift Münster bzw. zu Hannover gehörte, sich durch eine andere Agrarverfassung und andere konfessionelle Verhältnisse vom oldenburgischen Stammland unterschied und damit eine grundlegend andere Ausgangsbasis für soziale und ökonomische Prozesse bot.

Die Bevölkerung nahm kontinuierlich zu und verdoppelte sich in etwa zwischen 1700 und 1850. Dabei gingen die Wachstumsimpulse im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert von den Heuerlingen aus, einer Bevölkerungsgruppe, die sich auf Grund der auf Eigenbehörigkeit beruhenden Agrarverfassung herausgebildet hatte. Besitzlosigkeit und persönliche Abhängigkeit vom Hofherrn, mit dem sie ein Rechte- und Pflichteverhältnis verband, bewirkte eine äußerst unsichere soziale Situation der Heuerlinge.

Die Agrarstruktur der Cloppenburg-Wildeshauser Geest basierte noch im beginnenden 19. Jahrhundert auf einer überwiegend

Entwicklung des Rindviehbestandes 1650-1850



extensiven, der Subsistenz genügenden Landwirtschaft. Der Ertrag des „ewigen Roggenbaus“ auf den dorfnahen Eschländereien floß zu 9/10 in den eigenen Betrieb zurück. Überschüsse wurden in aller Regel zu Kornbranntwein verarbeitet. Ein breiter West-Ost gerichteter Gürtel mit ausgedehnten, heidebedeckten Marken (Gemeinheiten) wurde extensiv durch Schafbeweidung genutzt. Die Schafwolle stellte hier während des gesamten Zeitraumes den Lebensnerv der besitzlosen Bevölkerung dar. In heimgewerblicher Tätigkeit wurden Strümpfe gestrickt, die mehrmals jährlich durch Strumpfhändler aufgekauft wurden. So lieferte alleine das Kirchspiel Großenketen um 1830 pro Jahr ungefähr 50.000 Paar Strümpfe, die im Inland abgesetzt oder über Holland und Bremen zum Teil bis nach Amerika exportiert wurden.

Durch zunehmende Mechanisierung im Textilgewerbe und durch die Konkurrenz billigerer Wolle aus England geriet die Wirtschaft dieser Region in eine langanhaltende Strukturkrise. Die Lage der in ihrer Existenz bedrohten Heuerlinge wurde noch durch die fortschreitenden Markenteilungen verschärft, denn sie verloren dadurch auch noch ihre ohnehin bescheidenen Nutzungsmöglichkeiten an den Marken. Der wachsende soziale Druck konnte letztlich nur durch das Ventil der Amerikaauswanderung gemildert werden.

Die vorgestellten Regionen können als Repräsentanten der drei oldenburgischen Großräume Marsch, oldenburgische Geest und münstersche Geest gelten, die in ihrer sozial-ökonomischen Entwicklung eigene, klar voneinander unterscheidbare Verläufe aufweisen. Jeder dieser Großräume läßt sich bei einer Zusammenschau der für die einzelnen Karten gesammelten Daten wiederum in mehrere kleinere Wirtschaftsräume untergliedern, die jeweils während des Untersuchungszeitraumes von 1700 bis 1850 ein unverkennbares Eigengepräge erhielten. Allen Wirtschaftsräumen gemeinsam ist ihre ökonomische Verflechtung mit angrenzenden Territorien und Städten, ihr weniger auf die Landeshauptstadt als auf das sogenannte „Ausland“ orientierter Handel. So stellte das Territorium Oldenburg zwar eine politische und verwaltungsmäßige Einheit dar, von einer ökonomischen indes kann nicht die Rede sein.

Mit diesem kurzen Ausblick wurde bereits ein Schritt in die wirtschaftsgeschichtliche Interpretation getan, die nicht mehr Ziel des vorgestellten Forschungsvorhabens sein kann. Mit der geplanten Publikation des regionalgeschichtlichen Kartenwerkes wird vielmehr in erster Linie die Absicht verfolgt, einer breiten Öffentlichkeit eine Dokumentation zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Landes Oldenburg zugänglich zu machen. Es bietet sich an, den vorwiegend quantifizierend aufbereiteten Materialien eine wirtschaftshistorische und -geographische Darstellung folgen zu lassen.

Fremdenverkehr als Ortsgeschichte und als Lebensform

Von Achim Hahn/Friedrich Reuter/Gerd Vonderach

Das hier vorgestellte Forschungsvorhaben wurde von der Stiftung Volkswagenwerk gefördert. Der Forschungsbericht wird Anfang 1987 im Campus Verlag als Buch veröffentlicht werden. Allgemein ging es in dem Projekt um das Eindringen moderner Ökonomie- und Sozialformen in noch traditionell geprägte ländliche Siedlungen. Diese Frage wurde am Beispiel des Durchsetzungsprozesses des Fremdenverkehrs in einem ostfriesischen Küstenort untersucht.

Die Fremdenverkehrsforschung, deren sozialwissenschaftliche Fundierung sich erst in den Anfängen befindet, wurde bisher stärker von Wirtschaftswissenschaftlern und Geographen betrieben. Soziologische, insbesondere aber kulturkritische Betrachtungen richteten sich in der Regel auf den Touristen und auf den Tourismusbetrieb, kaum auf die Bevölkerung, die vom Tourismus betroffen ist oder von ihm lebt. Zwar wurden etwa die touristischen Kulturkontakte in Entwicklungsländern von Ethnologen problematisiert; intensivere empirische Forschungsvorhaben für die einheimischen Fremdenverkehrsgebiete blieben aber aus, obwohl seit Anfang der 70er Jahre die Notwendigkeit gesehen wird, die sogenannten „sozialpsychologischen Faktoren“ im Fremdenverkehrsangebot zu berücksichtigen.

In theoretischer Hinsicht interessierten in dem als Fallstudie konzipierten Forschungsvorhaben vor allem Aspekte des sozialen Wandels sowie des Zusammenhangs von regionaler Lebenswelt und sozialem Handeln. Methodisch wurden Möglichkeiten einer qualitativen Sozialforschung erkundet, um den sozialen Wandel auch als Konstituierungsprozeß „neuer“ sozialer Lebensformen der Dorfbewohner nachzuweisen. Der Forschungsprozeß wurde dabei als „Entdeckungsverfahren“ verstanden, angeregt durch die Thesen der amerikanischen Soziologen Glaser und Strauss zur Herausbildung einer „gegenstandsbezogenen Theorie“ durch eine auf „Entdeckungen“ ausgerichtete Erforschung der sozialen Wirklichkeit. Entsprechend wurde das theoretische und methodische Vorverständnis „offen“ und undogmatisch behandelt, so daß im Forschungsverlauf flexibel gegenüber den eigenen „Entdeckungen“ reagiert werden konnte. Vor allem wurde die Prägung der Forschungsergebnisse durch die Selbst- und Weltdeutungen der örtlichen Gesprächspartner berücksichtigt. Die Forschergruppe ließ sich (in Anlehnung an die Philosophen Wilhelm Schapp und Ludwig Wittgenstein) während der Gespräche und bei ihrer Auswertung auf das „Verstrickte in Geschichten“ und auf die der jeweiligen „Lebensform“ eigenen „Sprachspiele“ ein, in denen die Gesprächspartner ihre soziale Welt deuten und mitteilen. Denn einer gegenstandsbezogenen Forschung geht es um eine soziologische Aussage über eine Wirklichkeit, wie sie für eine soziale Gruppe besteht.

Diese Wirklichkeit kann nur in einem Kommunikationsprozeß erschlossen werden. Methodisch reflektiertes Fremdverstehen ist hier das Nadelöhr des Zugangs zum Gegenstandsbereich, liegt doch außerwissenschaftlich die Einheit von Gegenstand und seiner Bedeutung bereits als Bestandteil einer bestimmten „Lebensform“ vor. Wir verwandten dabei insbesondere eine Kombination von

Elementen einerseits biographisch orientierter, „Geschichten“ anregender, andererseits auf Probleme konzentrierter Interviewformen, mit denen wir behutsam und offen auf die Interviewsituation reagieren und den Problemfindungsprozeß entwickeln konnten.

Siedlungsstruktur, Raumnutzung und Ortsgeschichte

Die Forschungsgruppe hatte den ostfriesischen Sielhafenort Carolinensiel für die Fallstudie ausgesucht. Die Forschungsarbeit setzte vor Ort ein mit einer Begehung, Erhebung und Beschreibung der Frei- und Gartenflächen sowie der Gebäude. Diese Untersuchung wurde nicht nur in Carolinensiel, sondern auch in Greetsiel und Ditzum als vergleichbare Sielhafenorte durchgeführt. Der Vergleich zeigt Carolinensiel als Zwischen- oder Übergangsglied in einer Entwicklung von Küstenorten, die sich auf den Fremdenverkehr eingelassen haben und deren äußeres Erscheinungsbild von ihm verschieden intensiv geprägt ist - in Greetsiel sehr auffällig, in Ditzum erst in den Anfängen erkennbar.

Anhand historischer Quellen konnte die ehemalige Form der Sielhafenorte rekonstruiert werden, die als Folie diente, um Veränderungen der Siedlungsanlage als Reaktion auf die abnehmende Bedeutung als Handels- und Hafentort und als Folge der Ausrichtung auf den Fremdenverkehr zu dokumentieren. Dabei erwies sich die „Zwischenzeit“ der Sielhafenorte im Zeitraum einer vordergründigen „Funktionsleere“ nach dem Verlust der Hafenfunktion (in Carolinensiel zwischen dem Ende des letzten Jahrhunderts und den 1960er Jahren) als aufschlußreich. In jenen Notzeiten erwies sich der überkommene Lebensraum mit seinen Nutzbarkeiten als neu interpretierbar. Man begann, hauptberuflich Fischerei zu betreiben. Die landwirtschaftliche Selbstversorgung, seit jeher von den Hafenarbeitern und mobilen Landarbeitern betrieben, geriet in einen Aufschwung. Heller und Deiche wurden als Viehweide, Anbauten als Stallungen für Kleinvieh genutzt, auch der Gartenbau wurde wichtiger.

Der aufkommende Fremdenverkehr drängte dann diese Tätigkeiten zurück und ersetzte sie durch andere ökonomische Aktivitäten (private Zimmervermietung, Betreuung von Ferienhäusern und -wohnungen, Fahrradverleih, Campingwart, u.a.). Da der Fremdenverkehr auch raumgreifend auftritt, verhindert er zunehmend jene früheren informellen Nebenökonomien, die auf Grabeland und Stallungen für Tierhaltungen angewiesen sind. Es fällt die zunehmende Ausstattung sowohl bei den privaten Gärten wie bei den öffentlichen Freiflächen für die Nutzung durch Urlaubsgäste auf. In Erscheinung treten sogenannte „Repräsentativgartenanlagen“ sowie öffentliche Freiflächen nach dem Vorbild kleinstädtischer „Anlagen“ oder Stadtparks. In den späteren Gesprächen mit privaten Vermieterinnen stellten wir fest, daß die veränderte Gestaltung ihrer Gärten für die Einheimischen Ausdruck eines Wandels zum Fremdenverkehrsort ist, wobei erstmalig das äußere Er-



Verlaet „Friedrichschleuse“

scheinungsbild des Ortes überhaupt zu einem „Problem“ werden kann.

Parallel zur räumlichen Bestandsaufnahme wurde die Ortsgeschichte rekonstruiert, die in Carolinensiel immer noch auf das Verständnis als „Sielhafenort“ bezogen ist, obwohl es im Ort keine Handelsschifferfamilien mehr gibt und der großenteils zugeschütete Hafen keine Funktion mehr als „Hafen“ ausübt. Die Feier zum 250. Jahrestag der Siellegung war Anlaß für die Erstellung einer verbreiteten popularisierten Ortschronik - „Cliner Wind“ - mit einer behaupteten Kontinuität vom Schiffahrtort zum Fremdenverkehrsort, die keineswegs auf der Hand liegt. Daher galt unser sozialgeschichtliches Interesse vor allem jener krisenhaften Vergangenheit der Funktionsschrumpfung als Handelsplatz unter dem Aspekt ihrer „Beziehung“ zum heutigen Fremdenverkehr. Erste örtliche Bemühungen, Carolinensiel als Fremdenverkehrsort „zu begreifen“, gab es schon vor dem 1. Weltkrieg, als der Ort Endstation der Bahn war und Anlegeplatz der Fähren für den Reiseverkehr zu den Inseln Wangerooge und Spiekeroog. Nur noch wenige ältere Carolinensielier erinnerten sich an erste gescheiterte Bemühungen zu dieser Zeit. Unser Hauptaugenmerk galt den erfolgreicherem Bemühungen in den 50er Jahren. Unsere Leitfrage war: Wie ist es zu erklären, daß die Erwerbsform des Fremdenverkehrs, speziell der Fremdenbeherbergung, als „historische Chance“ auftreten und sinnhafter Bezug sozialen Handelns werden konnte?

Vom heutigen Standpunkt aus rückblickend und idealisierend eingeführte Phasen und Ereignisse ergeben als solche noch keine Logik der Entwicklung. Erst die Deutung des Ensembles von günstigen Voraussetzungen ließ die historische Chance zum Fremdenverkehr in Handeln umsetzen. Neben den vorhandenen Voraussetzungen war der „kaufmännische Drang“ von Dorfpersönlichkeiten von Bedeutung, eine organisatorische Zusammenfassung für einen zunächst noch informellen Kreis von einheimischen Interessenten zu schaffen.

Den Einheimischen insgesamt wurde dann Mitte der 50er Jahre durch die Gründung eines Bade- und Verkehrsvereins signalisiert,

daß es vernünftig sei, auf die Entwicklungsmöglichkeit Fremdenverkehr einzugehen. Die spätere Übernahme der Fremdenverkehrsangelegenheiten durch die Gemeindeverwaltung und die anschließende Herauslösung aus den kommunalpolitischen Entscheidungsstrukturen war noch eine ortsinterne Entscheidung zur Optimierung der Fremdenverkehrsförderung. Die Übernahme der „Harlesiel GmbH“ durch die Stadt Wittmund nach der Eingemeindung Carolinensiels entzog dagegen einen wesentlichen Teil der Fremdenverkehrsentwicklung den lokalen Handlungsinitiativen.

Die heutigen Erwerbsformen im Bereich des Fremdenverkehrs sind vielfältig: Fremdenverkehrsorientiert ist die gesamte Geschäftswelt. Neben dem Handwerk, der Gastronomie, dem Handel und anderen Dienstleistungsbetrieben haben sich auch die Fischer mit Kutterfahrten auf die Feriengäste eingestellt. Den hauptsächlich touristischen Nebenerwerb schließlich bildet die private Zimmervermietung.

Soziologische Interpretationen zur sozialen Welt privater Vermieterinnen

Im zweiten Teil der empirischen Forschung wurden biographisch orientierte offene Interviews mit privaten Vermieterinnen geführt. Der Wandel der „Institution“ Fremdenverkehr, wie er in der Rekonstruktion der Ortsgeschichte erkennbar wurde, ist nur „halb“ verstanden, wenn außer acht gelassen wird, wie die einheimischen Vermieterinnen als eine Hauptgruppe der Fremdenverkehrsbetreibenden ihre Perspektiven mit den Ansprüchen einer Gästebetreuung zu einer *Lebensform* Fremdenverkehr aufbauen und ausgestalten. Der Wandel des persönlichen Umgangs mit Hausgästen und seiner sozialen Organisation ist nur zu verstehen vor dem Hintergrund individueller Lebensgeschichten im familiären Milieu. Parallelen in den Einzelfällen lassen sich auf kommunikative Austauschmomente zurückführen, aber auch auf vergleichbare Eigenschaften der Vermietungsform im eigenen Haus unter Berücksichtigung gleicher Lebensphasen wie Heirat, Hausbau, Familiengründung, Auszug der Kinder, Rentnerdasein, etc.

Unser Interesse war zunächst auf eine soziologische Typenbildung gerichtet. Dazu diente die soziologisch-hermeneutische Rekonstruktion von „Fallgeschichten“ der individuellen Verstrickung in den Fremdenverkehr. In diesen Fallgeschichten kommt der Fremdenverkehr nie isoliert von der konkreten Fülle menschlicher Lebenstätigkeit zur Sprache. Es geht daher um das Verstehen lebensweltlicher Zusammenhänge statt isoliert betrachteter Meinungen zum Fremdenverkehr. In einem weiteren Schritt wurden ausgehend von den Fallgeschichten „Fallreihen“ gebildet, die das soziologische Erklärungsmoment deutlicher zur Geltung bringen, als es der einzelne Fall vermag. Eine Fallreihe setzt an Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten an, nicht nur was Fakten und Ereignisse betrifft, sondern auch was deren Interpretation durch die Vermieterinnen angeht, vor dem Hintergrund des biographischen Leitfadens einer „konkreten Geschichte“ (Wilhelm Schapp).

Die Herausbildung solcher „Fallreihen“ ermöglichte die Verdichtung der Fallgeschichten zu *soziologischen Typen*. Die gefundenen drei Typen stehen für *konstituierte „historische“ Lebensformen*, deren jeweilige Gemeinsamkeit eine bestimmte Erwerbsform ist und die alle zur gleichen Zeit von ihren Trägern als Geschichten und Gegebenheiten erinnert werden. Die drei Typen des „traditionalen Typs“, des „Übergangstyps“ und des „modernen Typs“ wurden *von heute aus* gebildet; denn sie basieren auf den heutigen Selbst- und Weltdeutungen der Vermieterinnen. Für die Differenzierung der Typen wird wichtig, auf welche lebensgeschichtliche Formation die Vermietungstätigkeit trifft und welche „häuslichen“ Ressourcen sie tangiert und verbraucht.

Der „traditionale Typ“ meint die in seinen Trägern aufgehobene Erinnerung und Praxis der „historischen Chance“ und der Integration eines entstehenden Fremdenverkehrs in lokale Lebensformen. Der traditionale Typ vermietete zunächst „zufällig“, da er einerseits Raum zur Verfügung hatte, andererseits zu Anfang nicht auf Einnahmen angewiesen war; auch bestand noch keine Infrastruktur, die eine Kontinuität hätte erfordern können. Daher hatte die Vermietung an „Gäste“ für ihn noch den Charakter eines Experiments, das jederzeit problemlos aufgegeben werden konnte. Inzwischen sind neue Motive hinzutreten, die aus der Lebensgeschichte der Vermieterinnen abgeleitet werden müssen. Zunächst soll und kann mit den Mieteinnahmen die Rente aufge bessert werden. Ferner hilft die Vermietung nach dem Auszug der eigenen Kinder dabei, daß man eine sinnvolle Beschäftigung im Alter hat und sich nicht nutzlos vorkommt. Insbesondere die allein stehende Vermieterin oder das ältere Ehepaar erlebt den Kontrast zwischen dem vollen Haus im Sommer und dem einsamen „Rumsitzen“ im Winter.

Der *Übergangstyp* sieht sich einige Jahre später bereits der „sozialen Tatsache“ Fremdenverkehr gegenüber, deren erwerbsmäßigen Möglichkeiten wohl auch „zwingende“ Formen für manche Einheimischen annehmen. Bestimmte Lebensentwürfe konnten zweckorientiert mit einer Vermietung im eigenen Haus kombiniert werden: Heirat, Hausbau und „Aufbau“ der eigenen Familie fanden in jener Vermietungstätigkeit eine zusätzliche finanzielle Ressource. Ein Übergang erfolgte in der Umorganisation des Pensionsbetriebes zur Vermietung von Ferienwohnungen, nachdem der Anlaß der monetären Zweckorientierung an Bedeutung verlor und die Belastung der Frauen und des Familienlebens durch die als „Streß“ empfundene intensive Betreuung der Hausgäste nicht mehr hingenommen wurde.

Der *moderne Typ* steht für die heutige Ausprägung der Lebensform Fremdenverkehr, wenn man als „junger Einheimischer“ unter den aktuellen Bedingungen der *Bauplatzknappheit* und des gegenwärtigen

gen *Konkurrenzdruckes* noch die Erwerbsform Vermietung auf die eigenen Lebensentwürfe beziehen will. Unter den genannten Restriktionen einer entwickelten Fremdenverkehrsgemeinde ist es verständlich, daß die um Hausbau und Familiengründung ringenden jungen Carolinensiel quasi berufsmäßig den Vermietungsjob betreiben, gleichzeitig aber auch negative Folgen eines von außen initiierten und in Großdimensionen betriebenen weiteren Ausbaus des Fremdenverkehrs in der Dorfförmlichkeit thematisieren, kritisieren und weitgehend ablehnen.

Neben Fallgeschichten, Fallreihen und soziologischen Typen interessierte uns die Frage, wie die explizierte Lebensform Fremdenverkehr auch die Deutungen der dörflichen Lebensumwelt prägt. Die interessantesten Gesichtspunkte taten sich uns im Zusammenhang vielfältiger Aktivitäten auf, die anlässlich der 250-Jahrfeier im Jahre 1980 ihren offiziellen Ausgangspunkt nahmen. Die bei dieser Gelegenheit herausgebrachte popularisierte Ortsgeschichte weist zwei prägnante Schwerpunkte auf, die anscheinend dem lokalen

N O R D S E E B A D



Luft Sonne Wasser

Prospekttitel (etwa 1960)

Bedürfnis entgegen kommen, das heutige Ausmaß der einseitigen Ortsentwicklung den Einheimischen „zu erklären“ und darüber hinaus einzuüben, wie mit der Lebensumwelt *als Urlaubsort* umzugehen ist. Den Einheimischen wird in dieser Ortschronik der Fremdenverkehr als „zweites Aufblühen“ ihres Siedlungs- und als ebenso identitätsstiftendes Ereignis beigebracht, wie es bereits mit der glorreichen Segelschiffahrtsvergangenheit des 18. und 19. Jahrhunderts („erstes Aufblühen“) der Fall ist. Dazu ist es aber notwendig, die eigene Lebensumwelt mit den Augen des Feriengastes betrachten zu lernen: als aufgeräumter, musealer und attraktiver Urlaubsort. Folgerichtig handelt diese Ortsgeschichte von der exemplarischen Begegnung eines Einheimischen und eines Feriengastes: *gemeinsam* interpretiert man Geschichte und Gegenwart des Ortes durch Hervorhebung des Attraktiven in der den Carolinensielern gewohnten und „naiv“ hingenommenen Heimatwelt. Dieser explizit hervorgebrachte fremde Blick des Gastes läßt für die Einheimischen ihren Ort neu in Erscheinung treten.

Die in literarische Form gebrachte Verfremdung reagiert auf ein Phänomen, das sich schon aus den kommunikativen Strukturen des Umgangs mit Urlaubsgästen für viele einheimische Vermieterinnen ergeben hat: Die Hausgäste „vor-erfinden“ auf eigene Faust den Urlaubsort Carolinensiel, da auf vorhandene Typisierungen dieser Art zunächst noch nicht zurückgegriffen werden kann. Die Gäste entdecken also das Besondere, Typische und Sehenswürdige des Ortes und der Region und vermitteln dies ihren Vermieterinnen mit der neuen Bedeutung des Attraktiven. Diese Sichtweisen sind den einheimischen Gastgebern durchaus willkommen, können sie doch nun den folgenden Gästen endlich auf deren Fragen nach den Potentialen der Urlaubslandschaft eine Antwort geben. Zur Zeit noch - so unser Eindruck - können jene Urlaubsgeschichten neben den lebensweltlich bedeutsameren Herkunftsgeschichten relativ getrennt und unproblematisch bestehen.

Der von den Vermieterinnen angestrebte und tatsächlich praktizierte Ausgleich zwischen den Urlaubs-Ansichten und der eigenen vertrauten Sicht auf die alltäglichen Dinge zeichnet die Lebensform Fremdenverkehr aus. Diese Vermittlung ergibt sich zwangsläufig aus den Merkmalen der Vermietung im eigenen Haus. Die dort auftretenden Situationen räumlicher Nähe sind ohne soziale Nähe offenbar recht ambivalent, so daß die Vermieterinnen trotz Wandel der häuslichen Organisationsformen bestrebt bleiben, sich ein Bild von den Menschen zu machen, die eine Zeit lang mit ihnen unter einem Dach leben. Dieses Bedürfnis, in dem Fremden einen Gast zu erkennen, könnte man als ein Antriebsmotiv bezeichnen, das dem Ausgleich zwischen Gästen und Einheimischen dient. Man kann sich nun vorstellen, was es bedeuten könnte für das soziale Miteinander in einem Fremdenverkehrsort, wenn die private Vermietung im eigenen Haus verschwinden würde, was in Anbetracht der Existenznöte des „modernen Typus“ bald Realität sein könnte. Beide Welten müßten sich zunehmend polarisieren.

Daneben ist die Nebenerwerbsfunktion der Vermietung von Bedeutung nicht nur für junge Carolinensiel-Familien, die im Ort bleiben wollen. Als Einnahmequelle „kompensiert“ das Vermieten gewisse im Grunde wahrgenommene, aber für die Betroffenen (noch) „unerklärliche“ Aspekte der modernen Dorfentwicklung. Noch geben sich die privaten Vermieterinnen mit jenen „Erklärungen“ zufrieden, die das Bestehende anerkennen, weil es nun mal da ist. Aber wenn die lebensweltliche Zuversicht - „wir profitieren ja irgendwie alle davon“ - einmal ernsthaft infrage gestellt werden müßte, weil nur noch Auswärtige erfolgreich investieren können, stünden die internen und externen Verfechter eines weiteren Ausbaus des Fremdenverkehrs vor erheblichen Legitimationsschwierigkeiten gegenüber der einheimischen Bevölkerung.

FV
AKTUELL
Fachvermittlung
für besonders
qualifizierte Fach-
und Führungskräfte

Fachvermittlung für besonders qualifizierte Fach- und Führungskräfte

ein besonderer Service der Bundesanstalt für Arbeit.

25 Fachvermittlungsdienste (FVD) und die Zentralstelle für Arbeitsvermittlung (ZAV) sind bundesweit für Sie da.

Erfahrene akademische Arbeitsberater und Vermittlungsfachkräfte helfen bei der Suche

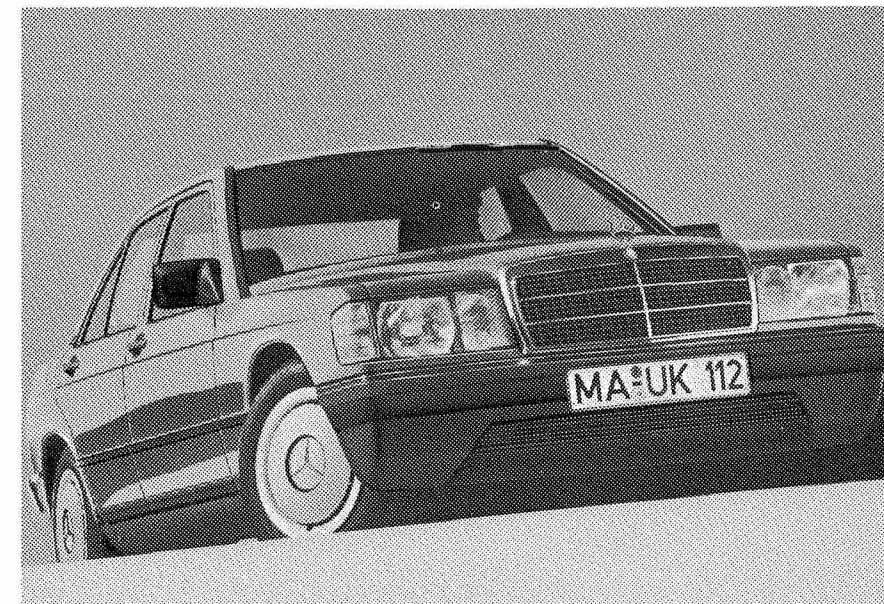
- nach passenden Arbeitsplätzen
- nach geeigneten Mitarbeitern.

In Oldenburg erreichen Sie den Fachvermittlungsdienst
Osterstraße 15
2900 Oldenburg
Telefon 04 41/2 28-0

 **Bundesanstalt für Arbeit**

Katalysator
serienmäßig

Treibende Kraft.



Kommen Sie nach vorn.
Zur Kompaktklasse
von Mercedes-Benz.

Die 190er haben den technischen Stand in ihrer Klasse entscheidend nach vorn gebracht. Dynamik, und das bei geringem Energieaufwand. Schadstoffarme Diesel, serienmäßige Katalysator-technik für alle Benziner. Souveränes Lenken und aktive Sicherheit durch ein einzigartiges Fahrwerk. Die vorbildliche Aerodynamik der markanten Form. Konsequente Innovationen aber auch im Detail wie der Panorama-Scheibenwischer oder der elektronisch gesteuerte Gurtstraffer. »Mercedes kompakt« – das heißt aber auch Wertbeständigkeit, Sicherheit und Wirtschaftlichkeit mit dem Stern. Und nicht zuletzt: die außergewöhnliche Qualität der Betreuung. Steigen Sie ein zur Probefahrt.

DEWE 61 700

Ihr Vertreter der Daimler-Benz AG

VOLKER BRAASCH · Oldenburg

Rudolf-Diesel-Straße 32-38 · Tel. 04 41 - 2 77 44
– BAB-Abfahrt OL-Kreyenbrück –



MERCEDES-BENZ
Ihr guter Stern auf allen Straßen.



Forum

Littmanndruck

seit 1863

Ihr Partner bei all Ihren
Aufgaben für die
Druckindustrie

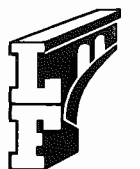
Offsetdruck · Buchdruck

Rosenstraße 42/43
2900 Oldenburg
Telefon (04 41) 2 70 51/52

LUDWIG FREYTAG

GmbH & Co. Kommanditgesellschaft

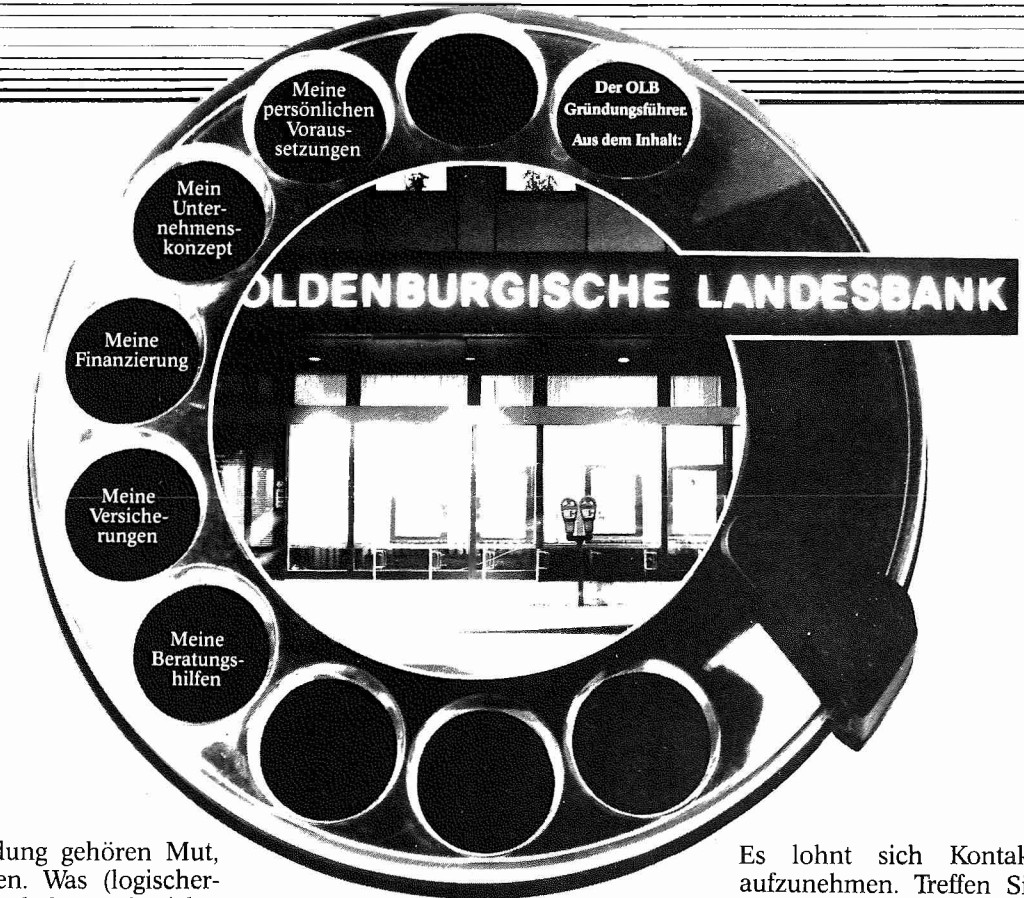
Ammerländer Heerstraße 368
2900 Oldenburg
Telefon 04 41 / 79 50
Telex 25 720



Schlüsselfertige Erstellung der Zentraleinrichtungen:
Bibliothek, Mensa, Sportstätten am Uhlhornweg
Als Generalunternehmen in ARGE

Starthilfe für Unternehmer:

Anruf genügt. Bei Ihrer OLB.



Zur Existenzgründung gehören Mut, Glück und Können. Was (logischerweise) noch fehlt, haben wir: jahrzehntelange Erfahrung. Rufen Sie das Know-how ab, das die OLB durch lange Zusammenarbeit mit Unternehmen gewonnen hat.

Für die erste, schnelle Kontaktaufnahme reicht ein Anruf bei unserem Gründungsberater. Er wird Ihnen – auch nach der Gründung – helfen, gute Ideen zu realisieren. Denn weil wir an

unternehmerische Initiative glauben, werden wir uns besonders für Sie einsetzen.

Neben der individuellen, persönlichen Beratung haben wir für den Anfang eine pragmatische Übersicht erstellt für die wesentlichen ersten Schritte.

Es lohnt sich Kontakt mit uns aufzunehmen. Treffen Sie Ihre erste unternehmerische Entscheidung: Rufen Sie uns an!

OLB-Existenzgründungstelefon

Rufen Sie doch einfach an:

☎ 0441 / 221-0

Ihre Existenzgründungsberater:

Herr Norbert Möhle und
Herr Werner Padeken
OLB-Filiale Oldenburg



OLDENBURGISCHE LANDESBANK AG
Die Bank, die hier zu Hause ist.